

Historische Sozialkunde

Geschichte – Fachdidaktik – Politische Bildung

4/2002



Krieg und Akkulturation

Vom Lernen in der Feindschaft

VGS

Verein für Geschichte und Sozialkunde
32. Jg./Nr. 4 Oktober–Dezember 2002

AU ISSN 004-1618

Historische Sozialkunde. Geschichte – Fachdidaktik – Politische Bildung. Zeitschrift für Lehrerfortbildung. Inhaber, Herausgeber, Redaktion: Verein für Geschichte und Sozialkunde (VGS), c/o Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte, Dr. Karl Lueger Ring 1, 1010 Wien.

Ständige MitarbeiterInnen Wien:

Birgit Bolognese-Leuchtenmüller, Ernst Bruckmüller, Markus Cerman, Franz Eder, Alois Ecker, Hubert Ch. Ehalt, Peter Eigner, Eduard Fuchs, Herbert Knittler, Andrea Komlosy, Michael Mitterauer, Walter Sauer, Andrea Schnöller, Hannes Stekl

Ständiger Mitarbeiter Graz: Eduard Staudinger; Ständige Mitarbeiter Linz: Michael John, Roman Sandgruber;

Ständige MitarbeiterInnen Salzburg: Josef Ehmer, Sabine Fuchs, Peter Gutschner, Sylvia Hahn, Albert Lichtblau, Norbert Ortmayr; Ständige Mitarbeiter Luxemburg: Jean-Paul Lehnens

AU ISSN 0045-1681

Beiträge zur Fachdidaktik. Inhaber, Herausgeber, Redaktion: Verein für Geschichte und Sozialkunde, Dr. Karl Lueger Ring 1, 1010 Wien.

Ständige MitarbeiterInnen: Vera Cerha, Sonja Dillinger-Deutsch, Christa Donnermair, Irene Ecker, Klaus Edel, Eduard Fuchs, Wendelin Hujber, John Morrissey, Brigitte Schmidt-Ghafouri, Eva Steiner-Béres

Preise Jahresabonnement €16,- (Studenten €12,-), Einzelheft € 5,-, Sondernummer € 7,- zuzügl. Porto.

Bankverbindungen: Bank-Austria Kto. Nr. 601 718 703, Bankleitzahl 20151 Wien;

Deutschland: Hypo Bank München Bankleitzahl 70020001; Kto. 6060714949

Herausgeber (Bestelladresse):

Verein für Geschichte und Sozialkunde, c/o Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Universität Wien, Dr. Karl Lueger-Ring 1, A-1010 Wien

Tel.: +43-1-4277/41305 (41301), Fax: +43-1-4277/9413

E-mail: vgs.wirtschaftsgeschichte@univie.ac.at

<http://www.univie.ac.at/wirtschaftsgeschichte/vgs>

Titelbild: Gemälde der Schlacht von Adowa/Adua (1896) zwischen den christlichen Monarchien von Äthiopien und Italien. Bis heute ist der siegreiche 1. März Äthiopiens großer Nationalfeiertag geblieben. Kaiser Menelik II., der „Löwe von Juda“ – so der Ehrentitel aller monophysitischen Herrscher am Horn Afrikas – schlug das italienische Expeditionsheer mit allen Mitteln moderner und traditioneller Kriegsführung: Ideologie, Politik und Technologie. *Ideologie:* Die abessinische Reichsideologie mit seinem legendären Königshaus, das sich vom Spross (Menelik I.) der Begegnung König Salomons mit der Königin von Saba her ableitet, besiegt das katholische Königshaus von Piemont-Sardinien in nationaler Geschlossenheit; mit seiner christlichen Identität widerstand das Kaiserreich schon dem Umfeld arabo-islamischer Reiche und expandierte erfolgreich. So wurde zwischen 1541–43 mit Hilfe portugiesischer Truppen auch eine osmanisch-islamische Invasion abgewehrt. *Politik:* Europ. Kolonialmächte nutzten ethnopolitische Streitigkeiten und die Abessinier taten es ihnen gleich, als sie die Waffenhilfe italienischer Konkurrenten (russische Kanoniere u. Franzosen) mit Einheimischen mischten. Ebenso wie die Italiener *ascari*-Truppen am Eritrea vor ihren italienischen Wehrverpflichteten wie z. B. den *Alpinis* in die Schlacht warfen (wobei Wehrverpflichtete insofern eine Ausnahme darstellten, als in westlichen Kolonialarmeen nur Freiwillige dienten). *Technologie:* Auf beiden Seiten standen modernste Waffen (Hinterlader-Repetiergewehre, Maschinengewehr, Hinterladerkanonen) in Verwendung, doch blieben diese für die Kerntruppen reserviert, während das Gros der jeweiligen Truppe auch aus Kostengründen nur mit zweitklassiger Notausrüstung kämpfte. Nach der Schlacht wurden die Farben Äthiopiens die Kokarde von *Reggae*, Bob Marley (Das Löwenemblem leitet sich davon ab – ein Kriegs-*Reggae* heißt „Buffalo-Soldiers“) u. *Rastafari*, die nat. Trikolore der „Neun römischen Heiligen“ (= legendären Apostel Äthiopiens) zum Stolz Afrikas. Was auch blieb sind mehr als 15.000 Tote auf beiden Seiten, viele Verwundete und Krüppel. Siege sind immer auch Verluste und fordern grausamen Tribut. Doch blieben solch große Kolonialschlachten in Afrika eher die Ausnahme, wie auch im Unabhängigkeitskampf der Eritreer (= ehem. ital. Kolonieteil) gegen den fossilen Marxismus und afrikanischen Kolonialismus aus Addis Abeba nach Kaiser Haile Selassies Sturz (1974).

Quelle: British Museum, nach B. Vandervort, Wars of Imperial Conquest in Africa 1830–1914, London 1998.

Redaktion: Thomas Kolnberger/Dr. Andrea Schnöller

Layout/Satz: Marianne Oppel unter Mithilfe von Peter Kolnberger

AutorInnen:

Markus Holzweber, Mag. theol., Student der Geschichte, z. Zt. Unterrichtspraktikum

Thomas Kolnberger, Diplomand der Geschichte

Stefan Lamprecht, Student der Geschichte, Zweifach Englisch

Gottfried Liedl, Dr. phil., Lehrbeauftragter am Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte an der Universität Wien

Andreas Obenaus, Student der Mathematik und Geschichte

Martina Scheuhammer, Studentin der Geschichte und Germanistik

Gerald Weigl, Student der Geschichte

Kristina Winter, Studentin der Geschichte und Germanistik

Fachdidaktik

Alexander Schober, Student der Geschichte, Zweifach Englisch

Die wissenschaftliche Redaktion der „Historischen Sozialkunde“ wird auch im Jahr 2002 durch eine Förderung der Magistratsabteilung 7, Gruppe Wissenschaft, unterstützt.

Inhaltsverzeichnis

- 2** *Gottfried Liedl*
Zum Geleit
- 3** *Markus Holzweber*
Kreuzzug und *djihad*: ein Vergleich
Das Christentum in der Frühzeit - Grundlegung einer „christlichen Kriegslehre“? – Augustinus und die Folgen. Zur Tötungsproblematik in der Frühzeit – Wege zum Kreuzzug. Übergänge zum Heiligen Krieg – Übernahme, Weiterentwicklung oder Nichtbeachtung des gegnerischen Gedankenguts?
- 10** *Kristina Winter/Martina Scheuhammer*
Kriegeridentitäten und Kreuzzugspropaganda
Kriegeridentitäten und die Rolle der Gewalt – Die Wahrnehmung des Anderen aus islamischer und „fränkischer“ Sicht – Akkulturationserscheinungen – Die Propagandafrage: Piacenza, Clermont und die Folgen – Kreuzzugseuphorie – Kreuzzüge in der Literatur der Zeit
- 17** *Andreas Obenaus*
Die christlichen, byzantinischen und muslimischen Landarmeen zur Zeit der Kreuzzüge – ein Vergleich
Rekrutierung – Finanzierung – Militärsystem und Taktik. Die Truppengattungen und ihre Verwendung im Kampf – Bewaffnung. Zur Frage des „Technologietransfers“ – Schlussbetrachtungen: Krieg - ein Motor der Akkulturation?
- 28** *Stefan Lamprechter/Gerald Weigl*
Der Weg nach Tenochtitlan
Verlauf der Reconquista – Innovation und Mentalität an der Frontera – Ideologien und Parallelen auf dem Weg von der Reconquista zur Conquista – Quellenkritik – Eine kurze Ereignisgeschichte – Waren die Erfolge der Spanier militärisch fundiert? – Herrschaftssystem und militärische Stärke – Eine Umdeutung der Conquista – Manipulierte Machiavellisten
- 40** *Thomas Kolnberger*
Krieg und militärische Akkulturation
A) Zur Ausweitung der europäischen Kampfzone in Übersee - Notizen zur europäischen Expansion in Übersee unter militärischen Gesichtspunkten – B) Perspektiven von Krieg und Militär in der Geschichtsschreibung
- Fachdidaktik**
- 50** *Stefan Lamprechter/Alexander Schober*
Vorstellungen und Erwartungen der Spanier von der Neuen Welt
Oder wie der Film „Die Amazonen“ entstand

Zum Geleit Gottfried Liedl

Das vorliegende Heft widmet sich einem auf den ersten Blick äußerst unsympathischen Thema – der Feindschaft. Und es widmet sich diesem Skandalon in einer Art und Weise, die den Humanismus doppelt zu desavouieren scheint: nicht nur macht es Hass und Bosheit, Neid, Ruchlosigkeit und Brutalität zum Gegenstand einer wissenschaftlichen Fürsorge, einer wissenschaftlichen Neugier – keine Windungen und Wendungen des vertrackten Themas sind dieser Neugier zu abwegig, um ihnen nicht bis in den letzten Winkel hinein nachzuspüren, nichts daran ist ihr zu pervers, um nicht, wenn möglich, mit dem Licht der Vernunft (oder sollte es heißen: mit List und Vernunft?) ausgeleuchtet, erhellt zu werden. Nein, diese „aufklärerische“ Neugier scheint dies noch dazu im Namen des Humanismus zu betreiben, indem sie einen Zusammenhang behauptet zwischen Feindschaft und Sympathie, zwischen dem Willen, den Anderen zu besiegen und der Sehnsucht, von ihm zu lernen – beziehungsweise: ihn kennen zu lernen ... Schließlich figuriert all das auch noch unter der herben Chiffre „Krieg“.

Krieg, so behaupten die Autoren im vorliegenden Heft mehr oder weniger unverhohlen, ist nicht nur wesentlicher Bestandteil der Menschheitsgeschichte; zum inneren Kern des kulturellen Selbstbewusstseins und Selbstverständnisses gehört er ja nicht nur in Europa (wie der Besuch eines jeden beliebigen Museums der Schönen Künste, jeder Blick in ein beliebiges Meisterwerk der Weltliteratur lehrt). Krieg ist, so will es jedenfalls den Autoren vorliegender Beiträge scheinen, selber ein hervorragender Transmissionsriemen von Kultur und Kulturerwerb oder, wie ein derzeit beliebter *terminus technicus* lautet – „Akkulturation“. Dass das älteste literarische Zeugnis Europas – die „Ilias“ – ein Kriegsbuch erster Güte ist, mag ja noch hingehen. Dass aber die klügsten Köpfe aller Zeiten, dass die „edelsten Gewächse“, die dem Boden der Religionen, der Künste und der Wissenschaften entsprossen: dass die *Geisteselite* ganzer Epochen dem blutigen Handwerk ihre Stimme geliehen haben soll – und dass sie dabei in ironisch-„völkerverbindender“ Manier die Grenzen ihrer eigenen Kultur gerne überschritten hat – das scheint doch der skandalöseste Teil des Skandals zu sein. Mit anderen Worten: die Besten ihrer Zeit verherrlichten in Bild und Ton das Schlechteste ihrer Zeit – wofür die europäisch-italienische Renaissance mit ihren *Universalgenies* auf der einen und ihren *Schlimmen Künsten*: Feuerwaffen, Festungsbauten, Galeeren und Galeonen auf der anderen Seite gleichsam den „humanistischen“ Überbau liefert.

Krieg als „völkerverbindendes“ und „kulturschaffendes“ Phänomen, alle Grenzen von Religion, Sprache, Kultur mit Leichtigkeit überwindend, ist das zentrale Thema der vorliegenden Studien. Der Hass der Kreuzfahrer – eine Einladung, in die Schule zu gehen – in die Schule des *djihad*, in die Schule des – heiligen? unheiligen? – Krieges; in die *Schule des Feindes*. Die vielhundertjährige *reconquista* – ein Austausch. Und überhaupt: kann man von „Europa“ anders reden (zumindest als Historiker) als in Begriffen von Siegen und Niederlagen, welche nahe Verwandte, ja Nächstverwandte gegeneinander erfochten und von einander erlitten? Hier will ich innehalten und der Leserin, dem Leser das Heft in die Hand geben (übrigens auch so eine Redensart kriegerischer Herkunft), genauso wie die Bilder des Krieges in loser Folge gereiht sind, denn sie sind an keiner Epoche festzumachen. Mögen sie sich „durch einen Blick in den Abgrund“ selbst ein Urteil bilden.



kein Kommentar

*Quelle: Cartoon Vlahovic aus: Wiener Zeitung,
Wochenausgabe 14./15. September 2002*

Kreuzzug und *djihad*: ein Vergleich

Das aktuelle Tagesgeschehen und hier vor allem die Möglichkeit eines Krieges der Vereinigten Staaten von Amerika gegen das Regime in Bagdad brachten Begriffe wie „crusade“, „Heiliger Krieg“ und Djihad wieder in die Schlagzeilen. Auf welchen Traditionsstrang greifen die damaligen und auch die heutigen Kriegsparteien zurück? Um diese Frage beantworten zu können, ist es unabdingbar, sich mit dem zentralen Konfliktfeld des Mittelalters zu beschäftigen: den Kreuzzügen.

Das Christentum vertritt die Geschichte hindurch eine ambivalente Haltung gegenüber Gewalt und Krieg. Schon die Äußerungen der Bibel sind höchst widersprüchlich. Auf der einen Seite steht beispielsweise das Tötungsverbot des Dekalogs, auf der anderen stehen die Schilderungen gottgewollter Kriege Israels im Alten Testament. Aber sogar im zutiefst widersprüchlichen und auch mit vielen kriegesischen Attributen behafteten Alten Testament begegnen wir einem interessanten Hinweis. Hier wird das Attribut „heilig“ auf vielfältige Gegenstände bezogen, es können also Tage, Feste, Orte und Menschen geheiligt werden oder heilig sein. „Der Krieg, *milhama*, erhält das Heiligkeitsattribut niemals. Sollte das ein Zufall sein?“ (Colpe 1994) In der Folge werden zwei Konzepte des Heiligen Krieges vorgestellt, das des christlichen Kreuzzuges und das des islamischen Djihad. Danach soll der Frage nachgegangen werden, ob mögliche Beeinflussungen von der jeweils anderen Seite erkennbar sind.

Das Christentum in der Frühzeit – Grundlegung einer „christlichen Kriegslehre“?

Betrachtet man die historische Entwicklung des Christentums, so kann eine erste Periode bis zum zweiten Jahrhundert ausgemacht werden. In diesen ersten Jahrhunderten bedurfte es keiner christlichen Kriegsethik. Christen waren vielfach Opfer von Gewalt und gingen daher vorrangig als Märtyrer in die Geschichte ein. Sie waren darüber hinaus, soweit sie aus dem Judentum kamen, Freigelassene oder Sklaven waren, nicht zum Militärdienst zugelassen. Damit stellte sich für eine Mehrzahl der Christen die Frage eines ‚christlichen‘ Kriegsdienstes nicht. Belege für das Auftreten von christlichen Soldaten im Militärdienst fehlen bis ins Jahr 170 nach Christi. Mit der Verbreitung des Christentums wurde es auch immer wahrscheinlicher, dass christliche Soldaten im römischen Militärdienst standen. Im Laufe des vierten Jahrhunderts etablierte sich das Christentum als Staatsreligion. Die Tatsache, dass nun ein junger christlicher Staat geschaffen wurde, begünstigte die Prognose, dass dieser ‚junge‘ Staat vielfach auf ‚Altes‘ und somit vielfach auf traditionelle Handlungsmuster zurückgreifen würde. Als Frucht dieses neuen Zusammenhangs von Kirche und Staat ist die zunehmende theoretische Reflexion über den Krieg zu werten.

Die Idee des Kampfes für den christlichen Glauben dürfte mindestens bis auf Kaiser Konstantin zurückgehen. Damit war eine wesent-

liche Voraussetzung geschaffen, denn diese Ideen waren weder im Neuen Testament vorhanden noch waren sie in den Jahrhunderten, in denen das Christentum zu einer verfolgten Minderheit gehörte, in irgend einer Form Teil christlichen Selbstverständnisses. Nun aber – als *Bellum iustum* – taucht der Krieg im christlichen Weltbild auf. *Bellum iustum* als jener Krieg, der dem von Rom diktierten Recht entsprach und in der vorgeschriebenen Weise erklärt worden war. Und in Übertragung auf die Kirche wird dann auch diese als eine selbstständige Gemeinschaft aufgefasst, die ihre *justitia* mit Waffengewalt verteidigen kann. Wie die staatliche Gewalt besitzt nun auch die Kirche ein eigenes Kriegsrecht. Wichtig ist jedoch die Betonung des Verteidigungselements (schon Cicero vertritt die Meinung, das Imperium der Römer beruhe auf der Gerechtigkeit und Rom habe somit nur gerechte Kriege geführt). Das blieb auch für die Kreuzzugsidee kennzeichnend. Man interpretierte dieses eher offensiv geführte Unternehmen rein defensiv. Besonders der erste Kreuzzug war nach dem Selbstverständnis der Teilnehmer ein Verteidigungskrieg und schon aus diesem Grund gottwohlgefällig – eben „bellum iustum“.

Die Schnittstelle von Selbstverteidigung und Offensivkrieg lieferte übrigens schon relativ früh ein Kirchenvater. Ambrosius lehrte, der Staat habe nicht nur ein Recht, Krieg zu führen, sondern unter Umständen sogar eine „positive moralische Verpflichtung“, einen Krieg zu unternehmen. Genau diesen Ansatz hat man im Zusammenhang mit der Kreuzzugsbewegung aufgegriffen. Ivo von Chartres, ein Zeitzeuge des ersten Kreuzzuges, vertritt eine Art vorausschauende Kriegsführung, einen Präventionskrieg, nach dem Motto: Wer ein Verbrechen verhindern kann und es nicht tut, der begeht es selbst. Und, wie es in einer gewissermaßen „individualethischen“ Wendung heißt:

„Wenn ein Übeltäter getötet wird, dann ist es das Gesetz das ihn tötet, nicht der Mensch, der den richterlichen Befehl vollstreckt oder das Gesetz ausführt, weswegen eine solche Tat auch guten Gewissens ausgeführt werden kann.“

Augustinus und die Folgen Zur Tötungsproblematik in der christlichen Frühzeit

Die wichtigsten Überlegungen zur Ausarbeitung des Gedankens vom gerechten Krieg hat zu Beginn des Mittelalters Augustinus angestellt, indem er die Grundlagen der christlichen Lehre vom gerechten Krieg skizziert hat. Vorab sei jedoch darauf hingewiesen, dass sich Augustinus in seinen Ausführungen auf zwei Traditionsstränge bezog. Der christliche Kontext der Bibel und die römische Ordnung stellten wesentliche Bezugspunkte seines Denkens dar. Augustinus übernahm den Gedanken des „bellum iustum“, indem er das Führen eines Krieges nicht einfach jeder Person erlaubte, sondern dieses Recht in die Hände der zuständigen Autorität legte. Darüber hinaus musste ein rechtfertigender Grund vorliegen. Hierbei wies Augustinus die „pax romana“ als militante Friedenspolitik entschieden zurück. Augustinus fasste zwar den Frieden letztendlich auch als das zu erreichende Gut auf, konnte jedoch den römischen Missbrauch des Friedensbegriffes entlarven (Budzik 1988). Seine Kritik richtete sich darauf, dass der Friedenszustand im alten Rom meist nur durch blutige Eroberungskriege erreicht werden konnte, der dann in weiterer Folge mit dem Schwert aufrechterhalten werden musste. Einen offensiven Eroberungskrieg, der nach Vergrößerung des Reiches strebt, lehnte Augustinus konsequenterweise ab.

In erster Linie entsprach einem gerechten Krieg ein defensives Geschehen, also ein Verteidigungskrieg. Im Falle eines Angriffskrieges mussten jedoch klare und eindeuti-

ge Bedingungen formuliert werden. Kriegerische Gewalt konnte nach Ansicht des Kirchenvaters nur dann angewendet werden, wenn eine herrschende Friedensordnung zerstört wird und demnach wiederhergestellt werden muss. In seinen Ausführungen weist Augustinus auf die zeitlos gültige Wahrheit hin, denn für ihn ist und bleibt jeder Krieg, auch der ‚gerechte‘, immer noch ein Übel. Einen gerechten Krieg charakterisiert der Wille zum Frieden und zu einem gerechten Friedensschluss.

Ein tiefer Widerspruch durchzieht die Haltung der Kirche. Einerseits hat sie auch schon im frühen Mittelalter niemals einen Krieg verurteilt; für den siegreichen Ausgang eines Krieges, sofern er für eine gerechte Sache gehalten wurde, betete man auch. Andererseits war nach den frühmittelalterlichen Bußbüchern für die Tötung eines Gegners eine vierzig tägige Buße, in manchen auch eine von zweiundzwanzig Wochen vorgesehen. Im frühen Mittelalter war darüber hinaus Priestern und Diakonen ausdrücklich das Waffentragen verboten. Im 9. und 10. Jahrhundert freilich werden bereits Anklänge an den Heiligen Krieg laut. In den Kriegen gegen die Sarazenen taucht bereits das Element auf, dass der Krieg nicht mehr als bußwürdige, sondern auch als heilbringende Handlung aufgefasst werden kann. Einige Schreiben der Päpste Leo IV. und Johann VIII. aus der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts legen den Schluss nahe, dass den „im Kampf gefallenen Kriegern“ (Noth 1966) himmlischer Lohn zugesagt wird. Doch dürften diese Schreiben bereits vorhandene Gebräuche aufgenommen und nur nachträglich päpstlich sanktioniert haben.

In einem Schreiben Papst Alexanders II., um die Mitte des 11. Jahrhunderts an die spanischen Bischöfe gerichtet, wird darüber hinaus die Rolle des bedrohlichen Gegners herausgestrichen. „Die Sarazenen“ zu bekämpfen ist dann und insofern

rechtmäßig, als sie die Christen verfolgen und aus ihren Städten vertreiben. Hier spielt die entscheidende Rolle also nicht der Glaube als solcher, sondern die legitime Verteidigung gegen Verfolgung und Vertreibung.

Die Verschmelzung von religiösen und weltlichen Motiven zeigt sich besonders am Beispiel des Ritters. Der Ritter dient nun der Kirche. Dies manifestiert sich an der Ausbreitung der Ritterheiligen St. Georg und St. Michael. Anders gesagt, der christliche Krieger findet also sein Ideal im Ritter. Der Militärdienst als Dienst an Gott erschien als eine gleichwertige Alternative zum Eintritt ins kirchliche Leben, mit schwerwiegenden Folgen. Durch das Zusammenfallen der Bedeutung von Kriegs- und Kirchenfahnen um die Jahrtausendwende wurde es möglich, dass die Fahne eines Heiligen den Schutz und die Hilfe Gottes verhieß. Der Krieg war unter solchen Voraussetzungen aus dem profanen Bereich in einen göttlichen gerückt. Er war damit symbolisch zu einem heiligen Krieg geworden und damit auch zu einer Sache der Kirche. Die *militia Christi* stellte nun einen Kampfverband dar – die Annäherung von Kirche und Krieg, Pilgerfahrt und Heidenkrieg schritt unaufhaltsam voran. Das christliche Liebesgebot schloss nun den Feind der Kirche aus seinem Geltungsbereich explizit aus.

Wege zum Kreuzzug Übergänge zum Heiligen Krieg

Die Theorie des gerechten Krieges war wohl als Einschränkung zu sehen, die nie volle Unterstützung erlangte. Es war das germanische Helden- und Kriegerideal, das weiterlebte und sich zu neuen Formen, etwa der Waffensegnung und des Kriegsgebets, weiterentwickelte. Während der Krieg als Übel angesehen wurde, galt er doch seit Augustinus für das Wiedererlangen geraubten Gutes und für die Verteidigung als erlaubt und gerecht. In

der außenpolitischen Frontstellung zum Islam formierte sich dann theoretisch und praktisch die Figur des gerechten, heiligen oder Heidenkriegs zur ideologischen Grundlage des Kreuzzugs. Am Vorabend des ersten Kreuzzuges war es unter Kanonikern bereits ausgemachte Sache, dass ein Krieg, um gerecht genannt und geführt werden zu können, eine gerechte Ursache, die richtige Absicht und die legitime (d.h. päpstliche) Autorisierung aufweisen musste. Die theologische Fundamentierung militärischen Gottesstreitertums war gegeben.

Zwar hat Papst Urban II. in seinem berühmten Kreuzzugsaufruf in Clermont das Wort Jerusalem wahrscheinlich nicht gebraucht, dennoch war es bald in aller Munde. Die Eroberung Jerusalems, bei Urban dem allgemeinen Bestreben, den orientalischen Christen zu Hilfe zu kommen, untergeordnet, avancierte schon bald zum eigentlichen Ziel und Zweck der Orientexpedition.

Der Kreuzzug ist also eng mit christlicher Symbolik verbunden. Das Kreuz galt von Anfang an als Erkennungs- und Gehorsamszeichen gegenüber der Kirche. Außerdem ist im „christlichen Konzept“ des Heiligen Krieges – etwa im Unterschied zum muslimischen Gegenstück Dihad – die herausragende Stellung eines geistlichen Oberhauptes – des Papstes – wesentlich. Eine mit dieser Position auch nur annähernd vergleichbare Rolle hat das Kalifat nie gespielt. Und doch wieder eine Einschränkung auch auf christlicher Seite: Die Teilnahme am Kriege war Bischöfen und Klerikern höchstens in der Funktion von geistlichen Begleitern gestattet. Aus diesem Umstand ist auch eine weitere Eigenart „christlicher“ Kriegsführung zu erklären – die Entwicklung der Ritterorden. Kreuzritterorden, wie die Templer, die Johanniter und der Deutsche Orden, waren deshalb so erfolgreich, weil sie die Ideale des Mönchtums mit denen des Rittertums verbanden. Auf diese Weise ent-

wickelte sich – gleichsam als Einheit der Gegensätze – ein charakteristischer Typus von besitzlosen, keuschen und gehorsamen Rittern beziehungsweise kämpfenden Mönchen (Bartlett 1996).

Für das 10. Jahrhundert war auch in Spanien noch kein geistiger Austausch zwischen Islam und Christenheit zu bemerken. Dies änderte sich im Laufe des Jahrhunderts und besonders nach dem ersten Kreuzzug – „als die Feindschaft heftiger wurde und greifbarere Formen annahm, wuchs auch das Verlangen, etwas vom Feinde zu verstehen“ (Southern 1980). Vor dem Jahre 1000 war der Name Mohammed im Regelfall christlichen Chronisten außerhalb Spaniens und Süditaliens keine Notiz wert. Mit dem ersten Kreuzzug änderte sich zwar die – im weitesten Sinne des Wortes „politische“ – Beziehung zwischen der Christenheit auf der einen Seite und dem Islam auf der anderen schlagartig – nicht jedoch das jeweilige Wissen um den Gegner.

Einem Verständnis – einem echten „Bescheidwissen“ – stand das „Paradefeindbild“ entgegen (wie man es nennen könnte): das Bild eines „Hauptgegners“, der (sarazenische, maurische) „Heide“. In diesem Bilde ist der Islam als Gefahr an sich dargestellt, eine Bedrohung für das „christliche Reich“ als solches. Der Gegner mutiert zum Dämon, zum personifizierten Teufel, der zu allen Schandtaten fähig ist. Dies führt zur kompletten Verwerfung der fremden Religion und Lebensart und zur theoretischen und praktischen Entwertung und Vernichtung der als Gottes Feinde deklarierten Moslems. „Sie zu Unmenschen zu erklären, versprach den Aggressoren äußere und innere Sicherheit und das Ruhekitzen der Legitimation“ (Arman-ski 1995). – Sofern man sich mit Glaubensfragen beschäftigte, sprach man von Muslimen stets wie von Polytheisten. Die Worte „Barbaren“, „Scheusale“ mischten sich mit dem Begriff „Heiden“, der auch den negativen Beigeschmack von „Feinde

Gottes und der heiligen Christenheit“, „lästerliche Feinde Gottes“ und „verfluchtes Volk“ implizierte. Ganz allgemein wird der Islam als eine Religion der Gewalt und des Schweres gesehen – so heißt es etwa bei Thomas von Aquin, dass Mohammed seine Religion mit Waffengewalt verbreitet habe. Oder, wie der Orientalist Watt richtig erkannte: es musste ein Gegenstück zum Guten, welches das Christentum verkörperte, geben – eine Projektion, die einen Gegensatz konstruiert: „Dem Bild vom Islam als einer Religion der Gewalt entspricht das Gegenbild vom Christentum als einer Religion des Friedens, die sich durch das überzeugende Wort ausbreitet.“ (Watt 1992)

Freilich beginnt sich damit, *no lens volens*, das Schicksal der beiden ideologischen „Partner“ zu verschränken. Hierfür ein Beispiel. Der Abt von Cluny, Petrus Venerabilis, bereiste im Jahre 1141 die spanischen Benediktinerklöster. Er ließ sich Übersetzungen grundlegender islamischer Schriften anfertigen. Das Ergebnis war eine Sammlung von Dokumenten, die für das Verständnis des Islam bis ins 16. Jahrhundert ihren Wert behielten. Dadurch vervielfachte sich der Bestand der lateinischen Literatur, die sich mit dem Islam befasste. Petrus Venerabilis schrieb auf der Grundlage dieser Übersetzungen selbst eine kurze „Zusammenfassung der ganzen Ketzerei der teuflischen Sekte der Sarazenen“, und eine Reihe anderer Autoren ergänzte die Sammlung mit Glossen in betont feindlichem Geiste. Darüber hinaus versuchte er für sein Werk, die Übersetzung des Korans, die Unterstützung von Bernhard von Clairvaux zu gewinnen, was ihm freilich nicht gelang. Interessant die Rechtfertigung seiner Beschäftigung mit dem Islam – nämlich im Zusammenhang mit langfristigen Interessen der Christenheit – wobei er den Islam als „Senkgrube aller Häresien“ bezeichnete, d.h. er betrachtete ihn als christliche Häresie, als letzte und bedeutendste Häresie, auf die

man, da die Zeit voller Häresien steckt, reagieren muss.

Wie man sich das oben angedeutete Einsickern muslimischen Gedankengutes ins Zentrum der Kreuzzugsideologie selbst allenfalls vorzustellen hätte, ergibt sich aus einem seltsamen Umstand, einem wahrlich bemerkenswerten Quid-pro-quo. Wie auch immer man zur Möglichkeit steht, Bernhard von Clairvaux könnte die Koranübersetzung des Petrus Venerabilis gekannt haben – ein Faktum lässt sich schwer leugnen: dass sich in seiner Predigt zum zweiten Kreuzzug zwei neue Gedanken finden, die bis dahin nur im Koran vorkamen. „Es wäre Gott ein Leichtes“, sagt der heilige Bernhard, „die Übermacht der Heiden selbst zu brechen, doch er tut dies nicht, um seine Gläubigen zu versuchen, und ihnen die Möglichkeit zu geben, himmlischen Lohnes teilhaftig zu werden.“ Und: „Der Kreuzfahrer schließt einen günstigen Handel mit Gott, da er für einen geringen Einsatz großen Gewinn erlangen kann.“

Übernahme, Weiterentwicklung oder Nichtbeachtung des gegnerischen Gedankenguts?

Bei den Muslimen herrschte kein Zweifel, dass es sich beim Kreuzzug der Christen um einen religiösen Krieg handelte. Sie benutzten, um ihn zu charakterisieren, geläufige Begriffe aus dem Bereich des Djihad. So hat etwa Saladins Gewährsmann und Vertrauter, al-Quadi al-Fadil, kein Problem damit, den eigenen Begriff Djihad als die kongeniale Übersetzung des christlichen Begriffes „Kreuzzug“ anzusehen.

Christen werden im Koran zu den Leuten des Buches gezählt, sind also grundsätzlich als Gläubige anzusehen, die dem Bekehrungszwang nicht unterliegen. „Diejenigen, die glauben, und diejenigen, die Juden sind, und die Christen [...], all die, die an Gott und den Jüngsten Tag glauben und Gutes tun, erhalten ihren Lohn bei ihrem

Herrn, sie haben nichts zu befürchten, und sie werden nicht traurig sein“ (Koran 2,62). Freilich bilden nach der Vorstellung des Islam die schlechten Christen sehr wohl eine Gefahr für die islamische Gesellschaft. In der Praxis war die Vorstellung, dass das Christentum als solches eine Gefahr bedeuten würde, aber nicht vorhanden.

Djihad bedeutet grundsätzlich Anstrengung und beinhaltet semantisch noch keine Gewalt. Um diese zu bezeichnen, gibt es im Koran den Terminus *qital*. Die arabische Sprache kennt überdies den Terminus *harb*/Krieg nur im Sinne einer dem Gläubigen – dem Muslim – von außen zugefügten Aggression. Nur die Feinde des Islam betreiben *harb*/Krieg, während bei den Muslimen nur von Djihad als einem „vergeistigenden“ Mittel gesprochen wird – worunter sie jedoch – zumindest ursprünglich – keinen Heiligen Krieg verstehen (siehe dazu Tibi 1999). Späterhin kommt das Phänomen Djihad allerdings in den unterschiedlichsten Deutungen vor – als Bedrohung für die Christenheit, als irregulärer Krieg, als vergeistigte Bemühung und friedliche Anstrengung. Nicht jedoch wurde der Djihad in die ‚fünf Säulen des Islam‘ (Glaubensbekenntnis, Gebet, Almosen, Fasten, Wallfahrt nach Mekka) aufgenommen. Trotzdem bleibt der Djihad ein wesentlicher Bestandteil des Glaubens.

Somit kann der Djihad je nach Tradition und Lage verschiedene Formen annehmen. Es ist eine Internalisierung möglich, d.h. ein Kampf gegen das Böse in mir selbst, es kann der Kampf gegen verführerische Lüste des Satans gemeint sein, aber Djihad kann auch politisch gelesen werden, wobei er dann die ganze Bandbreite von friedlicher Mission bis zur bewaffnenden Auseinandersetzung abdeckt. Was den Einsatz von Waffen anlangt, wird gesagt, dass der Kampf nur so lange dauern darf, bis keine Versuchung und kein Angriff die Muslime zum Abfall vom Glauben zwingen könnte. So dient

auch und gerade der bewaffnete Djihad nur der Sicherung des islamischen Bestandes und nicht, wie es recht griffig formuliert worden ist, „der Einprägung von Glauben“ (Colpe 1994). Allenfalls im Zusammenhang mit der „vergeistigenden“ Wirkung des Djihad – im Sinne einer religiösen Anstrengung – könnte von einer Vorstufe zum heiligen Kampf die Rede sein. Zum „heiligen“ Kampf führte erst die Lehre von der frommen Absicht. In seiner Eigenschaft als kriegerische Betätigung trug der Djihad weiterhin durchaus weltliche oder, wenn man so will, heidnische Züge. Man legte großen Wert auf Tugenden wie Reitkunst, Tapferkeit oder Kühnheit. Für die Zeit eines Heidenkampfes konnte man sogar religiöse Gebote – beispielsweise das Fastengebot im Monat Ramadan – außer Acht lassen.

An dieser Stelle sei eine Überlegung eingeschoben, die schon oft diskutiert worden ist und sich in der Frage zusammenfassen ließe: war Saladin der (Neu-)Begründer des islamischen Djihad? Für die Anfangszeit der Kreuzzüge kann zweifellos festgehalten werden, dass die Idee des Djihad aus dem muslimischen Bewusstsein gewichen war. Nicht einmal die Anwesenheit und die Aktionen der westlichen Kreuzfahrer, die am Ende des 11. Jahrhunderts Palästina besetzten und Jerusalem einnahmen, konnte in den umliegenden muslimischen Ländern die Bereitschaft wecken, den Djihad aufzunehmen. Erst unter Saladin kommt es zu einer diesbezüglichen Renaissance und zu einer Art Gegenkreuzzug, dessen Ziel es war, die Muslime in einem heiligen Krieg gegen die Franken zu vereinigen. In diesen Einigungsprozess fällt auch der Angriff gegen das islamische Syrien. Bemerkenswert sind die religiösen Züge, die dieser Kampf trägt. Der Heilige Krieg war nun nicht mehr ein Unternehmen von Einzelnen, sondern war (wieder) kollektive Pflicht der Gemeinschaft der Gläubigen. Was ihn allerdings von seinem christlichen Kon-

terpart, dem Kreuzzug, klar trennte, war der Umstand, dass er nicht im Namen und auf Geheiß der obersten weltlich-religiösen Instanz – des Kalifen –, sondern „von unten“, sprich: aus Saladins eigener Machtvollkommenheit heraus befohlen und geführt wurde.

Im Koran findet sich keine theoretische Auseinandersetzung mit dem Problem des Krieges an sich. Die Intention des Propheten war die „Werbung“. Zunächst zögernd, später mit größerem Nachdruck werden die Verdienste des Kampfes betont und das Kriegsproblem auf die Formel gebracht, dass der Kampf und alles was mit ihm zusammenhängt, für Gott geschieht. Der heilige Kampf, der Gedanke des Lohns für ein verdienstvolles Tun haben sicherlich eine gewisse Werbefunktion, jedoch nicht ausschließlich. Die Lehre von der guten Absicht besagt immerhin, dass Lohn erst dann eintritt, wenn der weltliche Charakter Nebensache, die Religion aber zur Hauptsache geworden ist. Der Tod im Kampf wird nicht sonderlich hervorgehoben und im Koran nur beiläufig erwähnt. Der Märtyrer im Islam ist kein Blutzeuge, sondern ein Zugehöriger einer sehr hohen Lohnstufe im Himmel. Für ihren Einsatz werden die Muslime, also die Kämpfer, im Heiligen Krieg reichlich belohnt. „Und sagt nicht von denen, die auf dem Weg Gottes getötet werden, sie seien tot. Sie sind vielmehr lebendig, aber ihr merkt es nicht“ (Koran 2,154).

Wie in der christlichen Lehre vom „gerechten Krieg“ scheint auch beim muslimischen Dihad die gerechte Befehlsgewalt unverzichtbar. „Und ihr sollt ... niemand töten, den (zu töten) Gott verboten hat, außer, wenn ihr dazu berechtigt seid“ (Koran 6,151). Das islamische Wesen kann aber nicht so einfach in einen weltlichen Bereich und einen staatlichen getrennt werden. Und weil der Dihad einen offensiven und einen defensiven Charakter besitzt – somit nicht selten für den Kämpfenden zu Erklärungsnotstand führt –, kommt

eine wesentliche Rolle dem *Imam*, dem jeweiligen geistig-politischen Führer zu (wobei dieser nicht unbedingt identisch ist mit dem Herrscher, mit der Staatsmacht). Der Imam, der angesehene, intellektuelle Interpret, entscheidet in letzter Instanz über den jeweiligen Umfang und Charakter des Dihad.

Ein interessanter Zusammenhang findet sich zwischen der Gebets- und der Schlachtordnung. Die Männer stellten sich zum Gebet in Reihen auf, so als ob sie sich in einer Schlachtordnung befänden. Das arabische Wort *saff* wird einerseits als Bezeichnung für die Gebetsreihe verwendet, andererseits aber auch, um eine Schlachtlinie oder Formation zu benennen (siehe dazu Tibi 1999). Das Gebetsritual konnte also auch zur Ausübung und zur Aufrechterhaltung militärischer Disziplin bei der Zähmung der Beduinen durch ihre Einordnung in eine Kampfgruppe benutzt werden. Eine weitere Parallele ergibt sich möglicherweise über die Schiene des Mönchtums. Ein Ausspruch Mohammeds ist überliefert, der besagt, dass es in jeder Religionsgemeinschaft ein Mönchtum gibt. Das Mönchtum seiner Gemeinde ist der Dihad. Gemeint ist möglicherweise der Kampf gegen den Unglauben als eigentliches Mönchtum. Eine andere Deutung wäre, dass der Muslim Gott als Krieger mit der Waffe in der Hand dient. Der heilige Charakter wird schließlich durch die enge personelle Verbindung von Asketentum und Heidenkampf bewirkt. Noth erklärt, „dass man den Heidenkampf schon sehr früh mit frommen, devoten, ja asketischen Übungen verband, die ihm eher den Anschein einer Pilgerfahrt als den eines kriegerischen Unternehmens verliehen“ (Noth 1966). Die Übergänge von Kriegsdienst und Pilgerreise sind auch hier fließend. Im Zusammenhang mit der Verbindung Heidenkampf und Asketentum ist der *ribat* zu nennen, welcher die Aufgabe hatte, das muslimische Gebiet vor Heideneinfällen zu schüt-

zen. Diese Funktion war nicht allein auf die Defensive beschränkt. Einer bestimmten Interpretation zufolge handelte es sich beim Ribat um eine klosterähnliche Grenzbefestigung. Hiervon ausgehende kriegerische Unternehmungen hatten den Charakter eines heiligen Kampfes. So könnte das Verhalten rund um den Ribat in dieser Interpretation durchaus als eine Vorform der christlichen Kriegerfrömmigkeit angesehen werden. Doch mögliche Deutungen sind vielfältig. In seiner Bedeutungsvielfalt kann mit „Ribat“ nicht nur ein Zentrum religiöser Devotion gemeint sein, sondern auch ein Hospiz für Reisende. Möglich ist auch, dass sich an einem bestimmten Ort gottesfürchtige Einsiedler und Kämpfer aufhielten. Gottesverehrung und das Bewohnen eines Ribat bildeten hier wahrscheinlich eine sachliche Einheit und können nicht getrennt voneinander betrachtet werden.

Wir kommen jetzt zur Kernfrage – ob der islamische „heilige Krieg“ möglicherweise einen Ein-

„Du sollst vom Feind lernen ...“ Ein Ritt zurück durch die Geschichte – *par force* ➔



1

Deutscher Ulan (= Lanzenreiter) als Meldereiter im Ersten Weltkrieg – es waren auch Pferde-Gasmasken in Verwendung. Trotz der Eisenbahn blieb das Zugpferd wichtigstes lokales Transportmittel. Noch im Zweiten Weltkrieg wurden Reitertruppen aufgestellt, die Wehrmachts-Panzer attackierten. SS-Kosakenregimenter mit russischen Freiwilligen kämpften auf Hitler-deutscher Seite gegen Moskau. Quelle: Photo Ausstellungskatalog (1998), *Der Tod als Maschinist: Der industrialisierte Krieg 1914–1918*

fluss auf die christliche Kriegsethik ausgeübt hat. Eine Feststellung: Der heilige Krieg der Moslems ist zeitlich früher anzusetzen als die Kreuzzugsbewegung. „Zu einer Zeit, da die christliche Kriegsethik sich gerade zu entwickeln begann, war den Muslims die Verbindung von Religion und Krieg theoretisch und praktisch längst überfällig“ (Noth 1966). Der islamische Krieg war aber nicht nur in der Frühzeit wirksam, sondern auch noch in den folgenden Jahrhunderten. „Die Möglichkeit einer Einwirkung auf die christliche Kriegsethik war daher durchaus gegeben.“ Auch Basam Tibi schlägt in diese Kerbe. „Das Christentum ist sechs Jahrhunderte älter als der Islam, aber der islamische Dihad ist wiederum älter als die christlichen Kreuzzüge“ (Tibi 1999). Unbedacht bleibt hier allerdings die lange Phase der Entwicklung, welche konsequent zum Heiligen Krieg des Christentums geführt hat.

Unter diesen Voraussetzungen wäre festzuhalten, dass es eine Anzahl auffälliger Parallelen zwischen dem islamischen und christlichen „heiligen Krieg“ gibt.

- Die Abhängigkeit des geistlichen Lohnes von der Absicht des Kämpfers. Die gleiche Vorstellung wie im Islam findet man „später“ in der Kreuzzugspropaganda Urbans II. Hier findet man den Ansatz, dass man nicht um Ansehen oder Besitz, sondern für das Heil der Seele und um die Befreiung der Kirche kämpft.
- Man nimmt allgemein auf die Familie der Glaubenskämpfer Rücksicht. So fehlt auch im Islam fast nie die Bestimmung, dass der Muslim für seinen Dihad die Erlaubnis seiner Eltern nötig hat. Urban wiederum verfügte, dass junge Leute, die verheiratet seien, unbedingt die Zustimmung der Ehefrau zur Abreise einholen mussten.
- Im Koran begegnet man der Formulierung, dass der Kampf gegen die Ungläubigen für die Sa-

che Gottes unter Einsatz von Gut und Leben geführt wird. Urban begründet seinen Ablass damit, dass die Kreuzfahrer „ihr Hab und Gut und ihre eigene Person (,res et personas suas’) aus Liebe zu Gott und dem Nächsten aufs Spiel setzen“. Ablässe wurden auch im christlichen Bereich nur für 40 Tage zugesagt; so weigerten sich oft größere christliche Truppenkontingente, länger als 40 Tage im Feld zu stehen. Das wiederum erinnert stark an den 40-Tage-„*ribat*“ der Muslime. Es gab sogar ein christliches *Ribat*. Das befand sich auf der Iberischen Halbinsel, in Tarragona. Für das Bewohnen und Befestigen der eingenommenen Stadt Tarragona wurde Indulgenz gewährt – ein Beispiel dafür, dass der Aufenthalt in einem Grenzposten gegenüber feindlichem Gebiet als religiös verdienstvoll angesehen wurde – genau wie bei den Muslimen, wo das Errichten und Bemannen von Ribats (als Teil der religiösen Pflicht) schon im 7. Jahrhundert üblich war.

Einiges für sich hat aber auch die Argumentation, dass erst der christliche Vorstoß nach Jerusalem zu einem Aufbäumen des Islam führte. Demgegenüber wäre mit Feldbauer zu erinnern, dass „Dihad“ oftmals eine eher inner-islamische Angelegenheit war. So führten etwa im 12. Jahrhundert die Zanginiden ihren Krieg sowohl gegen die häretischen Fatimiden (für die Restauration des sunnitischen Islam) als auch zugleich gegen die christlichen Kreuzfahrer (Feldbauer 1995). Ohne die verschiedenen Positionen in der laufenden Diskussion bewerten zu können oder zu wollen – etwa von welcher Seite die meisten Impulse ausgingen oder was davon ein übernommenes (Kultur-)Gut darstellt bzw. als reine Parallelentwicklung anzusehen sei –, kann doch ein Minimalkonsens der Gemeinsamkeit postuliert werden. Schließlich geht von beiden Formen eine Bedrohung für den jeweiligen Anderen aus. Für die

Europäer war der Dihad ebenso eine Bedrohung wie die Kreuzzüge für den Islam.

Die Christen waren anfangs weit davon entfernt, eine geeinigte, gleichsam christliche Front gegen den Rest der Welt zu sein. „Aber je mehr sie sich als Christen fühlten, die gegen die Feinde des Christentums kämpften, desto eher hatten sie einen Grund, sich mit ihren Glaubensbrüdern zu kriegerischen Unternehmungen zusammenzutun.“ (Watt 1992) Doch haben sich nicht auch die Muslime im Laufe ihres Kampfes immer mehr als Muslime gefühlt und sich zumindest als gemeinsam verantwortlich für die Verteidigung islamischen Bodens begriffen?

Kreuzzug und Dihad können als zwei analoge Konzepte angesehen werden, die sehr viel miteinander teilen. Versuche, hier konkret von Übernahmen des fremden Gedankengutes zu sprechen, wären fehl am Platz, spiegeln doch beide Konzepte den jeweiligen Kontext ihrer Entstehung wider. Die Intentionen des Kreuzzugs liegen auf einer völlig anderen Ebene, nämlich dem bedrohten Byzanz Söldner zur Verfügung zu stellen, eigene kriegerische Tendenzen abzulenken und die gemeinsamen heiligen Stätten in Jerusalem zu befreien. Die Gemeinsamkeiten lassen sich für mich dahingehend plausibel machen, dass es sich hier um Auffassungen des Krieges von an sich den Frieden wollenden Religionen – zumindest dem theoretischen Konzept nach – handelt. In beiden Konzepten findet sich der Zusammenhang von Pilgerfahrt und Kriegsdienst. Im christlichen ist jedoch eine stärkere Bindung an das geographische Ziel Jerusalem vorherrschend. Ähnlichkeiten in Bezug auf Kriegsbegrenzung sind also von vornherein sehr wahrscheinlich, ebenso ist a priori davon auszugehen, dass eine Religion im Falle eines Krieges zur moralischen Unterstützung ihrer jeweiligen Krieger – und auch kraft ihrer transzendenten Vollmacht! – geistige Impulse

bzw. Gnadenakte himmlischer Natur einsetzt. Vielfach ist dieser „Ablassbonus“ als Mittel der Werbung von Kriegsteilnehmern erfolgreich genutzt worden. Möglicherweise bedingten die Ähnlichkeit der theoretischen Konzepte auch gemischte kriegerische Tätigkeiten. Nicht nur in Spanien, sondern auch in Palästina kämpften nicht nur Christen gegen Muslime, sondern immer wieder auch Christen und Muslime gemeinsam gegen andere Christen oder Muslime. Wurde dieser Austausch von Kriegerern durch eine leichte Austauschbarkeit der jeweiligen Konzepte des „Heiligen Krieges“ begünstigt? Konnten also mit christlichen Vorstellungen vom Lohn im Jenseits islamische Kämpfer geworben werden? Ließen sich etwa christliche Kämpfer von einem Spruch aus dem Koran für eine Schlacht motivieren?

Im Kreuzzugsgeschehen wurde eine wesentliche Scheidung in Gut und Böse vorgenommen. Gut ist, das Böse in Person mit allen Mitteln zu bekämpfen. Kreuzfahrer mordeten nicht Menschen, sondern töteten das Böse, schrieb Bernhard von Clairvaux. Mit dem Bösen schlechthin war durchwegs der Islam gemeint, jedoch konnte dieser Begriff auf alle unliebsamen Gruppen angewandt werden, wie beispielsweise der vierte Kreuzzug zeigt. Durch die Unterscheidung in Gläubige und Ungläubige musste es in der Folge zwangsläufig zu einer fundamentalen Scheidung in Gut und Böse kommen. Der Glaube wurde mit nichtreligiösen Werten zusätzlich aufgeladen. Das einst von Augustinus gezeichnete Bild des gerechten Krieges begann sich im Zeitalter der Kreuzzüge fundamental zu wandeln. Wenn näm-

lich Kriege dann gerechtfertigt waren, insofern sie das Böse bekämpften, dem Guten halfen und dem Wohl des Staates dienten, so konnte dergleichen undefiniertes „Böses“ im Verlauf der Kreuzzüge sehr rasch konkretere Züge annehmen. Der Sarazene, der Moslem wurde für christliche Prediger zur personalen Verkörperung des Bösen. In der Folge wird das Böse weiter ausgedehnt, um so mit kirchlichem Segen unliebsame Gegner loszuwerden. Waren die päpstliche Oberhoheit, die Sündenvergebung und der zu erwartende himmlische Lohn äußere Kennzeichen eines Kreuzzuges, so manifestiert die fundamentale Diabolisierung des Gegners ein wesentliches Unterscheidungsmerkmal des „christlichen“ Heiligen Krieges.

LITERATUR

- G. ARMANSKI, Es begann in Clermont. Der erste Kreuzzug und die Genese der Gewalt in Europa. Geschichte der Gewalt in Europa. Pfaffenweiler 1995.
- R. BARTLETT, Die Geburt Europas aus dem Geist der Gewalt. Europäisierung, Kolonisierung und kultureller Wandel von 950 bis 1350. München 1996.
- ST. BUDZIK, Doctor pacis. Theologie des Friedens bei Augustinus. Innsbrucker theologische Studien 24. Wien-Innsbruck 1988.
- C. COLPE, Der ‚Heilige Krieg‘. Benennung und Wirklichkeit. Begründung und Widerstreit. Bodenheim 1994.
- P. FELDBAUER, Die islamische Welt 600–1250. Ein Frühfall von Unterentwicklung? Wien 1995.
- A. T. KHOURY, Was sagt der Koran zum Heiligen Krieg? Gütersloh 1991.
- H. E. MAYER, Die Geschichte der Kreuzzüge. Stuttgart-Berlin-Köln 1995.
- A. NOTH, Heiliger Krieg und Heiliger Kampf in Islam und Christentum. Beiträge zur Vorgeschichte und Geschichte der Kreuzzüge. Bonner Historische Forschungen. Bd. 28. Bonn 1966.
- R. W. SOUTHERN, Geistes- und Sozialgeschichte des Mittelalters. Das Abendland im 11. und 12. Jahrhundert. Stuttgart u.a. 1980.
- B. TIBI, Kreuzzug und Jihad. Der Islam und die christliche Welt. München 1999.
- A. WAAS, Geschichte der Kreuzzüge in 2 Bänden. Freiburg 1956.
- W. M. WATT, Der Einfluß des Islam auf das europäische Mittelalter. Berlin 1992.



2

Sotho-Krieger, südliches Afrika um 1900 – der traditionelle Fußsoldat (= Infanterist) wurde mit europäischer Pferdezucht plus Sattelzeug mobiler, durch westliche Waffen ebenbürtig und mit afrikanischer Taktik zur Gefahr bei jedem Überraschungsangriff – selbst gegen das *Maxim-Gun* (= brit. schweres Maschinengewehr)
Quelle: orig. Photo aus: N. Parsons, A New History of Southern Africa, Macmillan 1993

Kriegeridentitäten und Kreuzzugspropaganda

Beginnen wir unsere Überlegungen mit einigen fundamentalen Fragen. Was ist Gewalt? Und wie nimmt man sie wahr? Liegen dieser Wahrnehmung bestimmte Muster zu Grunde? Ist es möglich, diese Muster zu beschreiben? Und was geschieht, wenn wir von Gewalt reden? Warum wird der Beschreibung der Gewalttaten im ersten Kreuzzug soviel Bedeutung zugemessen?

Einerseits bedeutet ja Gewalt die Ausübung von Macht in einem beliebigen Sinne. Also auch in einem legitimen. Sie kann ordnen, regulieren. Die andere Seite der Gewalt kann verletzen und zerstören und bringt so den genauen Gegensatz zu Recht und Ordnung hervor. Im Deutschen ist diese Unterscheidung terminologisch nicht leicht festzumachen. Sehen wir uns die Unterscheidungen in anderen Sprachen, z.B.: Latein: „potestas“ und „violencia“ oder im Englischen: „power“ und „violence“ an, wird dieser Unterschied deutlicher. Vielleicht können wir uns formal auf die folgende Definition einigen: Gewalt ist die Fähigkeit, sich gegen Widerstand durchzusetzen. Hier sollen aber nicht die mannigfachen Arten von Gewaltausübung zur Sprache kommen, die das gesamte Leben mitbestimmen, sondern die Gewalt bei der Austragung gesellschaftlicher Konflikte.

Im Normalfall unterschied man lange Zeit Angehörige der eigenen

von Angehörigen einer fremden Kultur. Nur erstere wurden im engeren Sinne als „Menschen“ betrachtet. Der Umgang mit ihnen unterlag bestimmten Regeln. Das Verhalten den „Fremden“ gegenüber konnte beliebigen Mustern folgen. Kooperation und Konflikt sind grundlegende Kennzeichen innergesellschaftlicher Interaktion. Am Ende von Konflikten können Kooperationsmuster stehen, die verschieden empfunden werden können. „Gerecht“ ist keine passende Maßeinheit in diesem Zusammenhang. Gewalt kann also ordnungsbildend, aber auch zur Aufrechterhaltung einer Ordnung dienen. Über die Legitimität sagt das aber nichts aus. Keine Gesellschaft verzichtet auf Formen der Gewaltanwendung. Häufig gibt es dafür Spezialisten, wie in unserem Fall zum Beispiel die christlichen Ritter. Zumeist behält sich die jeweilige Kultur die Definition von legitimer Gewaltausübung selbst vor. Das heißt, diesbezügliche Entscheidungen werden nicht dem einzelnen Individuum der Gesellschaft überlassen. Es sei denn, Gewalt vollzieht sich außerhalb des gesellschaftlichen Einzugsbereichs – sozusagen in weiter Ferne. Das ist, wie wir glauben, ein wichtiger Punkt, der auf die Kreuzzüge zutrifft. Ritter, deren Konflikte in ihrer Gesellschaft streng reglementiert waren, sahen sich unter Umständen nicht mehr an dieses

Regelwerk gebunden, wenn sie in weiter Ferne operierten.

Kriegeridentitäten und die Rolle der Gewalt

Für die Manifestation von Gewalt als Teil einer Kriegeridentität, kommen mehrere Ursachen in Frage. So war etwa der Gewaltausbruch in Jerusalem während des ersten Kreuzzugs dem 11. Jahrhundert durchaus nicht fremd. Im Kreuzzug hatte er sich von Beginn an angekündigt und vorbereitet. Um das zu verstehen, gilt es, das gesellschafts- und sozialpolitische Umfeld ein wenig zu erhellen. Die Zivilisation „des Abendlandes“ hatte sich gerade aus den „dunklen“ nachkarolingischen Zuständen herausgearbeitet und begann sich erst langsam neu zu formieren. Direkte Konfrontation und körperliche Übergriffe waren an der Tagesordnung. Sie markierten die sich herausbildende Feudalgesellschaft. Faustrecht und Fehdewesen herrschten vor und das allgemeine Ziel hieß Beutemachen. Zur Brutalität des Gerichtswesens gesellte sich die eines allgegenwärtigen Kleinkriegs, in welchem Mord, Raub, Verwüstungen und Vergewaltigungen gang und gäbe waren. Die öffentliche militärische Gewalt war bei den Feudalherren konzentriert und wurde durch berittene Berufskrieger ausgeübt. Diese befanden sich aber auch ihrerseits in andauerndem Kampf miteinander und sie waren noch weit entfernt von ihrem – zumindest als Ideal – später halbwegs anerkannten Ethos des höfischen Ritters.

Ein weiterer Punkt betrifft die gesellschaftliche Bedeutung der Religion. Die Frömmigkeit der Kreuzritter war durchaus nicht nur vorgeschoben. Materielle Motive mussten dem nicht widersprechen, waren sie doch zumeist theologisch eingebunden. Das Ideal, dass das Leben das Göttliche widerspiegeln sollte, beeinflusste auch die Bewegung der Kreuzzüge und ließ den Kampf zum praktizierten Gottesdienst werden. Die bewaffnete Pilgerfahrt wur-

de zur Bußprozession. Ein gutes Beispiel liefert dafür ein Ereignis, das sich kurz vor der Eröffnung der Kampfhandlungen vor Jerusalem abspielte. Bevor mit der Belagerung begonnen wird, versammeln sich alle zu einer Bußprozession rund um die Stadtmauern. Um anschließend, wie es heißt, „wie wahnsinnig geworden zum Sturm auf die Mauern überzugehen, ohne auch nur über eine einzige Leiter zu verfügen.“ Auch die Bedeutung der Reliquien spricht dafür, man denke nur an die heilige Lanze von Antiochia. Raimund von Agiles schildert, wie ein Bauernjunge die Lanze findet, sie überbringt und die Fürsten somit zum Durchhalten gegen den übermächtig scheinenden Gegner ermutigt.

Endlich hat Gott in Seiner Güte uns die Lanze gezeigt, und als erst die Spitze über der Erden erschien, habe ich, der ich dies schreibe, sie geküßt. Die Freude und der Jubel, die die Stadt erfüllten, kann ich nicht beschreiben.

So standen die Kreuzzüge inmitten eines vielgliedrigen geschichtlichen Prozesses, den sie zugleich markierten. Das 11. Jahrhundert stellte in der Geschichte des Mittelalters eine markante Zäsur dar. Europa transformierte sich in einem langwierigen Prozess, die ritterliche Adelskultur und ein militantes Christentum nahmen Gestalt an. Das germanische Heldenethos, dünn christlich überformt, hatte den neuen Glauben militarisiert. Im ersten Kreuzzug verschmolzen vor allem die Vorstellungen von Heidenkrieg und Pilgerreise zur Erscheinung der bewaffneten Kreuzfahrt. Im Spannungsfeld der formativen Kräfte der Zeit – Kaiser und Papsttum – dürfen wir auch die Geburtsstunde abendländischer Individualität ansetzen.

Außerdem bewiesen die Kreuzfahrer von Beginn an eine unverhüllte Eroberungs- und Beuteabsicht. Es ging um Kriegsbeute, Brandschatzung, Steuern und Tribute. Vor allem den Armen im Heer bot sich hier die Chance für nie gekanntes Wohlleben. Auch darf man nicht außer Acht lassen, dass der

Kreuzzug wohl mehr einer – mit den Worten Armanskis – „Elendsflucht“ gleich als einem kriegerischen Zug, in dem sicher auch die Wünsche kulminierten, dem schweren Los in der Heimat zu entgehen (Armanski 1995). Im Übrigen praktizierte man den Kriegsstil der Zeit. Während in den christlichen Transitländern noch Waren vorwiegend getauscht wurden, überwog in den muslimischen Gebieten der nackte, unverhüllte Raub. Das Heer lebte überall von den Ernten, „der von Gott bereitgestellten Nahrung“. Die Logistik der Plünderung gestaltete sich sehr bald zu einer Besatzungsstrategie. Man befließigte sich des Terrors, tötete in großem Maßstab die Landbewohner und verwüstete ihr Land.

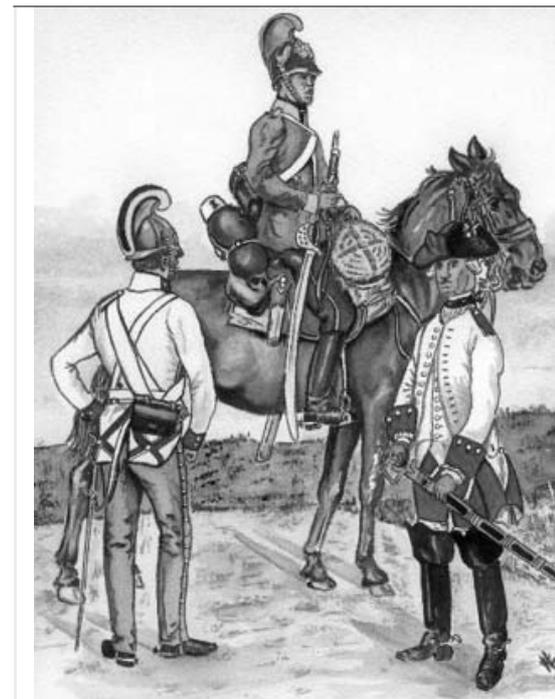
Die Gewalt war ein bewusst angewandtes taktisches Mittel. Und nach der Eroberung von Städten ufernten die exemplarischen Grausamkeiten oft flächenhaft zum Dauerterror aus. Spätestens seit der Eroberung Antiochias sahen die Einwohner mit Schrecken, Furcht und Verachtung den fränkischen Kriegern entgegen.

Die Wahrnehmung des Anderen aus islamischer und „fränkischer“ Sicht

In der islamischen Weltsicht teilt sich die Menschheit in die muslimischen Länder und in den Rest der Welt. Der Islam wird als eine einheitliche Gemeinschaft gesehen, die von einem Staat mit dem Herrscher an der Spitze regiert wird. Dieser Staat muss auch Ungläubige schützen, die unter seiner Gewalt leben, vorausgesetzt sie gehören einer monotheistischen Religion an. Der Islam erkennt jedoch die permanente Existenz irgendeines Gemeinwesens außerhalb des Islam nicht an. Das Schlüsselwort dazu ist „permanent“, denn nach muslimischer Auffassung wird die gesamte Menschheit irgendwann den Islam annehmen oder sich der islamischen Herrschaft unterwerfen. Für

dieses Ziel zu kämpfen, ist eines der vorrangigen Ziele der Muslime. Dieser Kampf, Djihad genannt, ist für die Anhänger des Islam in religiöser und rechtlicher Hinsicht zwingend.

Mit dem Zerfall in kleinere Staaten nach etwa zwei Jahrhunderten islamischer Zeit entwickelte sich eine größere Toleranz. Mit der Aufnahme von diplomatischen Beziehungen wurden die Juristen vor bestimmte Probleme gestellt, die sie dadurch lösten, dass sie neue Interpretationen fanden. Die Pflicht zum heiligen Krieg, dem Djihad, wurde eingeschränkt. Auf Seiten der Muslime anerkannte man gewisse Unterteilungen in der Masse der Andersgläubigen. So konnten bei Eroberungen Atheisten oder Polythe-



3

Dragoner, k.u.k Böhmisches Dragoner-Regiment Nr. 7, (Vorläufer a.d. 17. Jh) – der leichte „Drachener“ (= Dragoner) wird unter Ludwig XIV. in Frankreich (= Dragoner) wird unter Ludwig XIV. in Frankreich mit Zwangseinquartierung – der „dragonage“ – zum Unterdrückungsinstrument in den besetzten Ländern. Der leichten Reiterei wurden oft paramilitärische Aufgaben zugeteilt; sie ist bis zur Aufstellung regulärer Polizeitruppen am flachen Land sowohl Militärpolizei (Feldjäger), als auch Zivilstreifen (für „die gute policey“, was in der Neuzeit allgemeine Ordnung bedeutete). Die *Gens d'arms* („Männer in Waffen“) sind heute ein militärisch organisierter Wachkörper, die „flammende Granate“ ist ihr Korpszeichen (Logo wie bei den ital. *Caraabinieri* u.a.)

Quelle: <http://www.kuk.wehrmacht.de/regiment/dragoner/d07.html>

isten zwischen zwei Möglichkeiten wählen, dem Islam oder dem Tod. Juden, Christen und einige andere durften ihre Religion und ihre Goteshäuser behalten. Es gab zwar Vorschriften, Kleidung, Waffen, Reittiere und so weiter betreffend, diese hatten aber eher symbolischen, sozialen Charakter. Steuern waren die einzig wirklich objektive Last.

Aus muslimischer Sicht gab es auch qualitative Unterschiede zwischen dem Krieg gegen Christen und zum Beispiel gegen Steppenvölker. Der Kampf gegen die Christen richtete sich gegen ein konkurrierendes politisches und religiöses System. Obwohl in dieser Hinsicht für die Muslime so bedeutend, erfreute sich die Welt der Christen im Islam erstaunlich geringen Interesses. Und wenn doch Kenntnisse vorhanden waren, dann waren sie genauso abstrus und oberflächlich, wie die der Christen über die Welt des Islam. Der muslimische Richter Sa'id b. Ahmad beschreibt die Christen 1068 folgendermaßen:

„Sie ähneln eher Tieren als Menschen ... Auch sind sie von kaltem Temperament, ihre Äußerungen sind rauh, ihre Bäuche unförmig dick, sie sind von fahler Hautfarbe, ihr Haar ist lang und struppig. So entbehren sie aller menschlichen Gewandtheit und aller Vernunft, sind voller Aberglauben und Stumpfheit, verständnislos und dumm.“

Die Sicht der Gegenseite ist vor allem daraus zu verstehen, dass die in den Kreuzzügen erklärten Hauptgegner die Moslems waren, von denen man anfangs wenig konkrete Vorstellungen hatte – nämlich groteske, auf jeden Fall abstoßende Vorstellungen! So erschien, wie Arno Borst schreibt, „der Islam zuerst ... als polytheistischer Götzendienst mit absurden Riten und abartiger Sinnlichkeit; seine Bekenner waren ungläubig, zu allem fähig. Ein Kalif konnte in Gold gefaßt und anderntags enthauptet werden, er konnte Fremde gliedweise zerstückeln lassen oder überschwenglich ans Herz drücken.“ (Borst 1997)

Im Abendland löste die Existenz des Islam Unruhe aus. Intellektuell konnte der Islam mit dem Judentum verglichen werden. Im Gegensatz zum Judentum, dessen Anhänger damals wirtschaftlich und gesellschaftlich als unterlegen angesehen wurden, stand aber der Islam, was seine sozusagen materielle Wichtigkeit anlangte, stark, gesichert und unabhängig dar. Erschwerend für einen kulturellen Kontakt war auch die Tatsache, dass Islam und Christentum zwei struktural gänzlich unterschiedliche gesellschaftliche, ökonomische, politische Herangehensweisen bedeuteten. Die im Abendland vorherrschende Gesellschaft war feudal, monastisch und agrarisch, während es im Orient eine Blütezeit der Höfe und reichen Städte gab. Abendländische Ideale waren Hierarchie, Priestertum und Zölibat. Klöster und Priester waren fixe Bestandteile der mittelalterlichen Gesellschaft. Im Gegensatz dazu stand die muslimische Weltanschauung mit einem Laienstand, der in seiner vorgeblichen Ausrichtung auf Sinnesfreuden und Wohleben den Christen ein Dorn im Auge war.

Es ist auffällig, wie langsam der Islam als intellektuell identifizierbares Faktum in die westliche Welt eindrang und wie rasant das Problem neue Formen annahm. Gewiss – jahrhundertlang hatte der Islam eine Art fixes Feindbild abgegeben, was aber am regen Verkehr mit den meist überlegenen islamischen Ländern nicht hinderte. Erst jetzt, im 11. Jahrhundert, kristallisierten die überlieferten feindselige Stereotypen zu einem auch ideologisch destruktiven Konstrukt. Und was Propaganda und Kreuzzugsbegeisterung nicht schafften, vollendete die permanente kriegerische Konfrontation. In diesem Prozess explosiver aggressiver Energie wurde der Gegner zum Dämon, zu allen Schandtaten fähig. In der Verteufelung der Muslime verbarg sich der eigene Hass und wandelte sich die Verwerfung fremder Religion

und Lebensart in die theoretische und praktische Entwertung und Vernichtung der „Feinde Gottes“. Sie zu Unmenschen zu erklären, versprach den Aggressoren die Legitimation ihrer eigenen Unternehmungen. Man kann es auch anders ausdrücken: Im Kreuzzug erfuhr das Abendland die Gemeinsamkeiten und die Grenzen des christlichen-ritterlichen Lebenskreises, in einem – wenn man so sagen darf – „europäischen Patriotismus“ (jedenfalls im Sinne eines gemeinsam empfundenen Hasses auf die „Ungläubigen“).

Akkulturationserscheinungen

Oft wird von einem Kulturaustausch zwischen Christen und Muslimen zur Zeit der Kreuzzüge gesprochen und ein vielzitierte Text von Fulcher von Chartres herangezogen:

Wir, die wir Abendländer waren, sind Orientalen geworden; dieser, der Römer oder Franke war, ist hier Galliläer oder Bewohner Palästinas geworden; jener, der in Reims oder Chartres wohnte, betrachtet sich als Bürger von Tyrus oder Antiochia.

Manche von uns besitzen in diesem Land Häuser und Diener, die ihnen gehören wie nach Erbrecht; ein anderer hat eine Frau geheiratet, die durchaus nicht seine Landsmännin ist, eine Syrierin oder Armenierin oder sogar eine Sarazenin, die die Gnade der Taufe empfangen hat. Die verschiedensten Mundarten sind jetzt der einen wie der anderen Nation gemeinsam, und das Vertrauen nähert die entferntesten Rassen einander an.

Dennoch – bevor man hier gleich von einer wesentlichen Akkulturation zwischen Christen und Muslimen durch die Kreuzzüge spricht, sollten vorher einige spezifische Umstände ins Kalkül gezogen werden. Gewiss – der Westen weitete sein Weltbild und sein Handelsvolumen aus und das Rittertum bildete sich weiter. Das kreuzritterliche Kämpfertum trug entscheidend zum Ideal und zur Praxis des Ritterstandes bei. Der tritt nach 1100 in seine „hohe“ Zeit ein und darf schon deshalb als mit der Kreuzzugsbewegung innig verbunden angesehen werden. Die meisten kulturellen

Einflüsse aber – wie Philosophie, Medizin, Naturwissenschaft, Agrikultur, und Dichtung – drangen aus der muslimisch-arabischen Welt nicht über den Nahen Osten nach Norden vor, sondern über Sizilien und das maurische Spanien.

Die vorwiegend militärisch motivierte, dünne und noch dazu rotierende Präsenz der Franken bot allenfalls dem Adel, den Ritterorden und den Handelsstädten eine Chance. Für die Masse der unteren Schichten sprang in der Regel wenig dabei heraus. Zu prekär war die Existenz der Kreuzfahrerstaaten. Daran konnte auch der fortdauernde Zuzug aus Europa nichts ändern. Die unterworfenen Muslime hatten ihrerseits keinen Anlass und wenig Möglichkeit, in einen Kulturaustausch mit den Eindringlingen aus dem Norden zu treten. „Aus dem Blickwinkel der großen islamischen Reiche bildeten die fränkischen Staaten bloß eine Ärgernis am Rande,“ sagt Armanski. Andererseits stärkten die Kreuzzüge etwa ab 1150 die Theorie und Praxis des Djihad, was dann, nicht unwesentlich auch zur Rückeroberung Palästinas beitrug. Es waren einzelne Punkte aus dem „militaristischen“ und „chauvinistischen“ Konzept des Westens, den die islamische Politik erfolgreich kopierte beziehungsweise mit eigenen Antrieben verschmolz. Der kulturelle Ertrag für beide Kulturen blieb gering.

Die Propagandafrage: Piacenza, Clermont und die Folgen

Anders sieht es aus, wenn man die Problematik des Anderen (und seiner Rezeption) unter dem Aspekt betrachtet, welche Rückwirkungen (vor allem ideologischer Natur) sie auf die je eigene Gesellschaft hatte. Und da ist es vor allem die Frage, welchen Stellenwert man im Westen der Propaganda, der Kreuzzugspropaganda zugesteht. Gab es überhaupt so etwas wie einen Austausch in diesem Bereich und wenn ja, in welcher Art und Weise?

Im Folgenden wird man sich stark auf den ersten Kreuzzug stützen, weil die in der damaligen Propaganda entwickelten Argumente auch für alle weiteren Kreuzzüge Gültigkeit haben sollten und später nur mehr geringfügig weiterentwickelt wurden. Beginnen wir mit den Konzilen von Piacenza und Clermont, von wo alles seinen Ausgang nahm. Davon ausgehend, sollte über das Verbindungsglied „Motivationsforschung“ schließlich die mittelalterliche Literatur kurz untersucht werden – und zwar hinsichtlich der Frage, ob beziehungsweise welche – affirmativen oder kritischen – Anspielungen auf die Kreuzzüge sich dort finden.

Beginnen wir mit einem kurzen historischen Abriss. Nachdem Papst Urban II. gezwungenermaßen einige Jahre in Süditalien verbracht hatte, entschloss er sich, 1095 im nördlicher gelegenen Piacenza ein Konzil einzuberufen. Dieser Schritt ist im Zusammenhang mit den militärischen Erfolgen seiner Anhänger gegen den Kaiser zu sehen – insbesondere galt es ja, den Abfall des Kaisersohnes Konrad auszunutzen, dem Gegenpapst Paroli zu bieten sowie natürlich auch die Reformanliegen in Oberitalien voranzutreiben. Mit einem Wort – alles, was dazu angetan war, den Papst in der Rechtmäßigkeit seines Machtanspruchs – außen- wie innenpolitisch – zu stärken, war willkommen. Da musste es geradezu als Wink des Schicksals erscheinen, dass sich Abgesandte des Kaisers Alexios an den Papst wandten und im Namen des gemeinsamen christlichen Erbes um militärische Hilfe gegen die Feinde des byzantinischen Reiches baten. Dabei ist auch der Umstand von großer Bedeutung, dass der byzantinische Kaiser bei seinem Hilfsersuchen besonders die Hilfe für Jerusalem in den Vordergrund stellte – wobei er auf die propagandistische Wirkung dieses Akts rechnen durfte, wenn er auch insgeheim damit spekulierte, ein anderes Ziel zu erreichen, nämlich die Rückeroberung Anatoliens. Die

se Bitte von Piacenza sollte schließlich in Clermont wieder aufgegriffen und für die Zwecke des Papstes missbraucht werden.

Am 18. November 1095 wurde das Konzil von Clermont eröffnet. Die Forschung ist sich darüber einig, dass es ursprünglich nicht als Kreuzzugskonzil geplant war, ja dass der Aufruf sich erst im Laufe der Verhandlungen sozusagen „zufällig“ entwickelt hat. Im Mittelpunkt stand eines der wichtigsten Postulate der Kirchenreform: der Gottesfriede. Es ging dabei vor allem um die Bekämpfung des Fehdewesens. Von mindestens 32 Beschlüssen des Konzils befasste sich nur ein einziger mit dem Kreuzzug. Er lautete: „Wer immer aus reiner Gottesliebe und nicht um des Erwerbs von Ehre und Geld willen zur Befreiung der Kirche Gottes



4

Reiterkrieger, Preußen um die Mitte des 18. Jahrhunderts – *Husaren* (= wendige Säbel- u. Faustwaffen-Reiterei aus Ungarn), *Ulanen* (= Lanzenreiter polnisch-lithauischer Art) und *Bosniaken* (= muslimische Dragoner, Reitersoldat der auch zu Fuß kämpfte, aus der österr.-osmanischen Militärgrenze) sind wichtige „preußische“ Hilfstruppen. Bevor Brandenburg-Preußen zum militärischen Vorbild *non-plus-ultra* aufstieg, musste von der Effizienz anderer genommen werden, was zum Erfolg noch fehlte. Zuerst ethnische Truppen, wurde ihr Kampfstil „deutsch“ akkulturiert und in regulären Regimentern organisiert.

Quelle: histor. Katalog deutscher Truppenteile, <http://www.grosser-generalstab.de/sturm/sturm118.html>

nach Jerusalem aufbricht, dem soll dies als volle Bußleistung angerechnet werden.“ Der transzendente Belohnungsgedanke ist also schon von Anfang an in der Propaganda verankert. Die Rede von Clermont hatte eine ungeahnte Wirkung auf die Massen, die ihr beiwohnten. Nicht nur die eigentlich adressierte Schicht, sondern alle Bevölkerungsteile fühlten sich angesprochen. „Immer wieder brach der Ruf aus der Masse hervor „Deus le volt – Gott will es.“ Da der Papst jedoch offensichtlich selbst nicht das Ausmaß der Wirkung seiner Rede abschätzen konnte und es sich mit Clermont um ein vergleichsweise kleines Konzil gehandelt hat, beauftragte Urban II. den Klerus damit, in seinen Predigten die Teilnahme am Kreuzzug zu bewerben. So sollte der erste Kreuzzug zu einer Massenbewegung anschwellen, wie sie niemand erwartet hatte.

Kreuzzugseuphorie

Einer der Gründe, warum die Propaganda so stark greifen konnte, war sicherlich der bereits erwähnte „Lohngedanke“. Wer sich dem Kreuzzug anschloss, erhielt vollständigen Ablass seiner Sünden. Auch wurde der Kreuzzug als Pilgerfahrt interpretiert. Darin lag für die Kirche eine nicht geringe Rechtfertigung für ihre bewaffneten, kriegerischen Aktivitäten. Jeder Kreuzfahrer hatte ein rechtsverbindliches Gelübde abzulegen, welches im Falle der Nichterfüllung vom Vater auf den Sohn überging. Das Kreuzfahrergelübde entsprach ungefähr dem alten Gelübde der Pilger. Wurde dieses Gelübde gebrochen, wurde der Deserteur mit Exkommunikation bestraft.

Hier drängt sich ein Gedanke auf. War es den Menschen am Anfang überhaupt möglich, zwischen Kreuzzug und Wallfahrt zu unterscheiden? Einige Indizien sprächen für die Annahme, dass dies nicht der Fall war. So entwickelte etwa die mittellateinische Sprache erst Mit-

te des 13. Jahrhunderts ein Wort für „Kreuzzug“. Bis dahin behalf man sich mit Umschreibungen wie „expeditio in terram sanctam“ und vor allem zu Beginn der Kreuzzüge mit „peregrinatio“, dem Fachausdruck für Wallfahrt (Brinckmann 1997).

Aurelius Augustinus' Lehre vom „gerechten Krieg“ lieferte den theoretischen Boden für die Kreuzzugsrechtfertigung. Bereits im 10. Jahrhundert stand der Begriff des „bellum iustum“ in enger Verbindung mit dem des „Heidenkriegs“. Unter den Rittern war es jedoch nicht nur der versprochene geistliche Lohn, der sie motivierte, sondern auch handfeste wirtschaftliche und soziale Interessen. Solche Diesseitigkeit spiegelt sich durchaus auch in der ideologischen Sphäre der Kreuzzugspredigten. Bernhard von Clairvaux sagt: „Wenn Du ein kluger Kaufmann bist, ... nimm das Kreuz, und Du wirst für alles, was Du reumütigen Herzens bekennt, Ablass erhalten. Die Ware (das Kreuz) kostete wenig, wenn man sie erwirbt; wird sie reumütigen Herzens erworben, so gilt sie zweifellos so viel wie das Reich Gottes.“

Doch nicht nur unter der Ritterchaft spielten solche wirtschaftlichen Beweggründe eine große Rolle, auch bei den Bauern war es sicherlich nicht allzu selten, dass solche Motive für die Kreuzzugsteilnahme ausschlaggebend waren. Noch dazu, wo die ohnehin schmale materielle Basis in der fraglichen Epoche infolge von Überschwemmungen, Missernten und Epidemien beträchtlich geschmälert war. Die meisten Kreuzzugsteilnehmer dachten darum wohl auch nicht mehr an eine Rückkehr. Für nicht wenige war es keine allzu schwierige Entscheidung, Grund und Boden zurückzulassen. Auch das erscheint in ideologisch verbrämter Form gespiegelt – in dem interessanten Faktum, dass neben dem lokalen Klerus auch Volksprediger, wie Robert d' Abrissel oder Peter von Amiens, stets großen Einfluss auf die Bevölkerung hatten. Zusammen mit den grassierenden

apokalyptischen Offenbarungen und deren Begleiterscheinungen – in Form von Heuschreckenplagen, einem Schauer von Meteoritsteinen und so weiter – breitete sich im „gemeinen Volk“ unabhängig von den bischöflichen Kreuzzugspredigten eine Massenhysterie aus, eine Mischung aus Furcht und Aggressivität. Die Schlussfolgerung war, man müsse Buße tun, solange es noch ging, und was wäre da besser geeignet, als sich dem Kreuzzug anzuschließen, wo einem der vollständige Sündenablass garantiert wurde?

Kreuzzüge in der Literatur der Zeit

Bei der Betrachtung der Kreuzzugspropaganda scheint es unumgänglich, auch die zeitgenössische Literatur zu konsultieren. Gerade in der deutschen und französischen Literatur findet man eine Reihe von Dichtungen mit Kreuzzugsmotiven (deutsche Heldenlieder, französische Chansons de Geste). Seit der Wende vom 12. zum 13. Jahrhundert ist die Kreuzzuglyrik als literarische Gattung bekannt. Mit der Verbreitung dieser Dichtungen fand immer auch ein Weitertragen von propagandistischem Gedankengut statt.

In der Kreuzzugsdichtung lassen sich vier Hauptgruppen feststellen: Dichtungen, die Idee und Durchführung eines Kreuzzugs verherrlichen und/oder propagieren (Lyrisches und Episches); Dichtungen, die das Thema Kreuzzug auf Abenteuer und Ferne hin literarisieren (Episches); Dichtungen, die das Thema Kreuzzug in Richtung aufs Private hin literarisieren (Lyrisches); schließlich Dichtungen, die Idee und Ausführung eines Kreuzzuges kritisieren (lyrisch und episch). Was auffällt: die fremde Religion und der Gegner werden hier als solche eher wenig angesprochen. Die Thematik richtet sich viel mehr auf die Tatsache des Kreuzzuges selbst. Trotzdem scheint immer wieder einmal durch, wie man sich im Mittelalter die Geg-

ner vorgestellt hat, mit denen man es zu tun bekommen würde.

Exemplarisch für die Dichtung seiner Zeit sei das Rolandslied herausgegriffen. Das Rolandslied ist ein Kreuzzugsepos des 12. Jahrhunderts, also einer Zeit, in welcher man bereits Erfahrungen mit den muslimischen Gegnern besaß und wohl bereits ein Austausch in der einen oder anderen Form stattgefunden hat. Was den Kreuzzugsgedanken betrifft, so fließt dieser am deutlichsten in den Reden Karls, des Bischofs Turpin und Rolands ein. Streckenweise erinnert der Aufbau solcher Reden geradezu an Kreuzzugspredigten. Was aber unter dem Aspekt eines möglichen (oder unmöglichen) Austausches besonders interessiert, ist das große Fragezeichen, mit dem das Bild „des Anderen“ versehen ist.

Die Kampfkraft der Gegner wird weniger gerühmt und respektiert als vielmehr propagandistisch denunziert. Die Christen stehen moralisch über den Heiden, denn sie kämpfen im Auftrag Gottes und erhalten ihren himmlischen Lohn.

Will man überhaupt Ansätze einer „kritischen“ Beurteilung des Kreuzzugsgedanken unter den Zeitgenossenschaft aufspüren, so wird man zu unterscheiden haben zwischen Kritik, die aus den eigenen Reihen geäußert wurde und zwischen Kritik auf Seiten der Muslime und Griechen. Hier ist auch der einzige Punkt zu finden, wo so etwas wie ein Austausch zwischen den Gegnern festzustellen ist.

Kritik aus den eigenen Reihen wird nur sehr spärlich fassbar. Was an sich nicht überrascht – denn wer den Kreuzzug grundsätzlich in Zweifel zog, sich gegen das Papsttum stellte, der riskierte, in die Nachbarschaft von Ketzern gerückt zu werden. Die grundsätzliche Frage, ob die Kirche berechtigt sei, einen bewaffneten Kriegszug anzuzetteln und zu führen, wurde mit Augustinus gerechtfertigt. blieb also höchstens der indirekte Weg. In einem solchen Bericht (Übergabe-

verhandlungen der Stadt Caesarea) sind es dann muslimische Unterhändler, welche die heikle Frage stellen: „Meine Herren, die ihr Lehrer des christlichen Gesetzes seid, weshalb befiehlt ihr euren Leuten, uns zu töten und uns unser Land wegzunehmen, wenn doch in eurem Gesetz geschrieben steht, dass keiner einen anderen töte, der die Gestalt eures Gottes hat, oder sein Gut wegnehme. Und wenn wahr ist, dass dies in eurem Gesetz steht, haben wir nicht die Gestalt eures Gottes? Also handelt gemäß eurem Gesetz!“ Sie erhielten die juristisch abgesicherte Antwort: Caesarea sei Eigentum des Apostels Petrus, das die Kreuzfahrer für ihn zurückgewinnen müssten. Wie üblich war also das eigene Problem dem Feind als Frage in den Mund gelegt und dann widerlegt worden; dennoch dürfen wir aus der bloßen Tatsache, dass hier etwas fraglich war, entnehmen, dass die Berechtigung eines solchen Krieges, vor allem aber die Berechtigung des Tötens von Menschen einen großen Teil jener beschäftigte, die bei der Belagerung anwesend waren. Die Zweifel sind offenbar nie ganz verstummt. Man erklärte in einem Brief den ersten zweifelnden Templern, die vom Grundsatz nicht abrücken wollten, dass das Töten von Feinden „illicitum seu perniciosum“ sei, also widerrechtlich und eine Sünde: in Wirklichkeit seien Muslime Feinde des Glaubens und des Friedens, was dagegen die Templer täten, sei die Verteidigung von Christen und daher kirchenrechtlich erlaubt.

Im Laufe der Zeit gab es aufgrund der laufenden Misserfolge immer mehr Zweifler an der Richtigkeit der Kreuzzüge. So schreibt 1265 der Troubadour Guillem Daspols: „Mein guter Herr, Du könntest doch ein gutes Wort sprechen und so diesen großen Schaden für die Menschen heilen, wenn du jedem Sarazenen den Willen gibst, seinen Irrtum einzusehen. Dann würde niemand in die Schlacht gehen müssen, denn jeder würde seine eigene Torheit ken-

nen. Wir leiden an dieser schrecklichen Sünde, und für Dich ist es leicht, dieses Blutvergießen aufhören zu lassen.“

Kritik weniger an den Kreuzzügen als an der Haltung seiner Glaubensgenossen gegenüber den Besatzern äußert Ibn Jobair: „Als wir Tibnin in der Nähe von Tyros verließen, kamen wir an einer nicht enden wollenden Reihe von Bauernhöfen vorbei, deren Felder alle tadellos bestellt waren. Ihre Bewohner sind alle Muslime, die aber in bestem Einvernehmen mit den Franken leben – Gott bewahre uns vor dieser Versuchung! Ihre Wohnungen gehören ihnen, und man hat ihnen all ihre Habe gelassen. Alle Gebiete, die in Syrien von den Franken beherrscht werden, unterliegen den gleichen Bestimmungen: Grundbesitz, Dörfer und Bauernhöfe sind in den Händen der Muslims geblieben. Es ist klar, dass



5

Samurai, Japan im 17. Jahrhundert – sino-mongolische Reitkunst und japanisches *kendō* (= „Weg des Schwertes“) kreuzen sich. Nicht nur auf dem Holzschnitt waren sie eine furchterregende Kombination von Kulturtechniken. Trotz eigener Produktion wurden Feuerwaffen in Japan zwischen Ende 17. bis Mitte 19. Jahrhundert quasi gebannt. Die Lebensauffassung des Samurai („*Bushido*“) überlebte so länger als anderswo. „Krieger“ können auch Kriege und ihre Auswüchse zähmen! Die lange Friedensperiode Japans bis zur Meiji-Restauration ist fast beispiellos.
Quelle: <http://horse.shrine.net/samurai/image/kenshin.jpg>

*die wâren der haiden ban.
si vâchten durch daz himelrîche.
si kêrten vermezzenliche
ûf aine grimmige diet.*

*mit ir swerten si worchten,
daz ez alle die ervorchten,
die sie ersâhen.
mit dem tôde urloup nâmen.
si sluogen si an dem wal
alsô die hunde ze tal.*

*dâ frumten ouch, got waiz,
die wüetigen haiden
manigen christen vaigen.
die in gote dâ beliben
unt ze himele sint gestigen
zuo anderen ir genôzen.
ze gotes antwirt sint si vil grôze.*

*Die wurden den Heiden zum Verderben.
Sie kâmpften um das Himmelreich.
Sie drangen verwegen
auf eine wilde Schar ein.*

*Mit ihren Schwertern hieben sie so zu,
dass alle in Schrecken gerieten,
die sie erblickten.
Mit dem Tode gingen sie ab.
Sie schlugen sie auf dem Feld
Wie Hunde nieder.*

*Aber Gott sei's geklagt, auch
die wutentbrannten Heiden
töteten viele Christen.
Doch die in Gott den Tod fanden
und zum Himmel aufstiegen
zu ihren übrigen Gefährten,
sind sehr groß vor Gottes Angesicht.*

Aus dem Rolandslied

sich Zweifel in den Herzen dieser Menschen breit machen, wenn sie ihr eigenes Schicksal mit dem ihrer Brüder in muslimischen Gebieten vergleichen, denn letztere leiden unter der Ungerechtigkeit ihrer Glaubensgenossen, während die Franken gerecht verfahren.“ Hier wird kritisch vermerkt, dass es eine Schande für einen Moslem sei, wei-

ter in einem von fremden Religionsangehörigen besetzten Gebiet zu leben; eher solle er auswandern, wie einst Mohammed.

Zusammenfassend ist zu sagen, dass es zwar sehr gut möglich ist, ein Bild von der Propaganda auf christlicher Seite zu zeichnen, dass auf Seiten der Muslime jedoch nichts dergleichen festzustellen ist.

Offensichtlich waren sie durch die Notwendigkeit, ihre Heimat zu verteidigen, schon motiviert genug. Ein Austausch ist kaum, und wenn, dann eher auf christlicher Seite festzustellen, wie anhand der Literatur der Zeit gezeigt werden kann. Ein interessanter Aspekt soll hier aber auch nicht verschwiegen werden – gewissermaßen ein weiterer Nebeneffekt der so genannten Globalisierung. Wie es nämlich scheint, ist gerade heute wieder im islamischen Kulturkreis eine gewisse Tendenz festzustellen, die Kreuzzüge als durchaus unabgeschlossenes Kapitel der Geschichte zu betrachten. Oder wie es in einem kenntnisreichen Buch zur Frage heißt (Maalouf 2001): „Man ist oft erstaunt festzustellen, in welchem Maße die Haltung der Araber und der Muslime insgesamt dem Westen gegenüber noch heute von Vorkommnissen beeinflusst wird, die allgemein als vor sieben Jahrhunderten abgeschlossen gelten.“

LITERATUR

- I. AHLERS, Die Kreuzzüge. Feudale Expansion als kriegerische Pilgerschaft, in: P. Feldbauer, G. Liedl, J. Morrissey (Hg.), Vom Mittelmeer zum Atlantik. Die mittelalterlichen Anfänge der europäischen Expansion. Wien 2001.
- C. AMBRUS, Die Begegnung von Christen und Muslimen in der Zeit der Kreuzzüge. Dipl. Arbeit. Salzburg 1996.
- G. ARMANSKI, Es begann in Clermont. Der erste Kreuzzug und die Genese der Gewalt in Europa. Pfaffenweiler 1995.
- A. BORST, Lebensform im Mittelalter (1973) Neuauflage Berlin 1997.
- U. BRINCKMANN, Das Motiv des Kreuzzugs in den Spielmannsepen und den deutschen Chansons de geste. Wien 1997.
- R. HIESTAND, „Gott will es!“ – Will Gott es wirklich?“ Die Kreuzzugs-idee in der Kritik ihrer Zeit. Stuttgart-Berlin- Köln 1998.
- C. HILLENBRAND, The Crusades: Islamic Perspectives. Edinburgh 1999.
- A. MAALOUF, Der heilige Krieg gegen die Barbaren: die Kreuzzüge aus der Sicht der Araber. Kreuzlingen 2001.
- H. MATZNELLER, Kreuzzugsbegeisterung und Judenpogrome in den rheinischen Städten. Zur Geschichte des ersten Kreuzzugs. Meran 1999
- H. E. MAYER, Geschichte der Kreuzzüge. Stuttgart-Berlin-Köln 2000.
- R. PernoUD, Die Kreuzzüge in Augenzeugenberichten. Düsseldorf 1961.
- R. P. SIEBERLE, Einleitung. In: Kulturen der Gewalt: Ritualisierung und Symbolisierung von Gewalt in der Geschichte, hg. v. Rolf Peter Sieferle, Helga Breuninger. Frankfurt a.M.-New York 1998.
- B. TIBI, Kreuzzug und Djihad. Der Islam und die christliche Welt. München 1999.

Die christlichen, byzantinischen und muslimischen Landarmeen zur Zeit der Kreuzzüge – ein Vergleich

Rekrutierung

Wie die Truppen einer Armee rekrutiert werden, ob es sich um Söldner, Aushebungen aus der männlichen Bevölkerung oder um eine professionelle Kriegerschicht handelte, oder wie auch immer die Truppen für die Armee aufgestellt werden – das sagt bereits viel über diese Armee aus. Man kann bereits anhand der Rekrutierung einer Armee, die natürlich auch bereits die Zusammensetzung der Truppen verrät, Rückschlüsse auf Kampfkraft, Effektivität und Professionalisierungsgrad ziehen. Man erkennt zu meist bereits an der Rekrutierung, wie schnell diese Armee im Ernstfall reagieren kann, und man kann auch über die Kosten dieser Armee Spekulationen anstellen.

Christliche Kreuzfahrertruppen

Wir haben es bei den Armeen der „Lateiner“ – der christlichen Kreuzfahrer – im Prinzip mit drei Arten der Rekrutierung zu tun. Der Herrscher konnte einerseits auf die Kriegsdienstleistung seiner Lehensmänner zurückgreifen, die ihm Gefolgschaft versprochen hatten. Andererseits gab es die Möglichkeit, dass jeder freie Mann zur Truppe berufen werden konnte, wenn es die Umstände erforderten. Und drittens konnten, wenn es für den Herrscher zweckmäßiger erschien, Söldner angeworben werden.

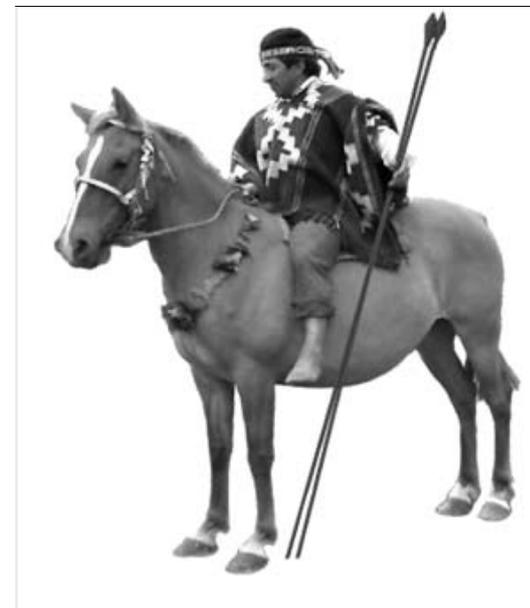
Die Massen, die noch von Peter dem Eremiten und anderen ins Heilige Land geführt wurden, waren zu

einem Großteil sicher aus religiösen Gründen unterwegs, oder vielleicht weil sie sich das irdische Paradies, das von Klerikern ja durchaus propagiert wurde, im Nahen Osten, in Jerusalem, das sie von den Ungläubigen befreien wollten, erwarteten. Diese ersten „Armeen“, die auch Kinder, Frauen und alte Männer mitführten, darf man als wenig typisch bezeichnen. Die Armee, die Ende des 11. Jahrhunderts nun den ersten Kreuzzug in das Heilige Land unternahm, setzte sich aus Truppen verschiedenster westeuropäischer Länder zusammen und bestand aus Angehörigen unterschiedlicher Schichten. Es war auf jeden Fall ein untypisches Heer, auch für Westeuropa. Auch waren die einzelnen Nationalitäten Westeuropas auf keinen Fall gleichmäßig vertreten, sondern wir haben es speziell mit Kreuzrittern aus Frankreich, dem westlichen Teil des Heiligen Römischen Reiches und dem normannischen Süditalien zu tun. Gerade diese Gebiete waren zum fraglichen Zeitpunkt in Europa die am stärksten feudaliserten. Der Unterschied dieses Kreuzfahrerheeres von gängigen westeuropäischen Heeren lag aber nach David Nicolle gar nicht so sehr in der Organisation als in der Zusammenstellung. Feudalherren, sicher keine armen Ritter wie man vielleicht gerne hört, nahmen mit ihren Kontingenten von Lehensmännern an diesem ersten Kreuzzug teil. Der Großteil der Fußtruppen dürfte auch aus eher wohlhabenden Bauern und Stadtbewohnern bestanden haben sowie professionellen Infanteristen (Nicolle 1996, Bd- 2).

Bei späteren Kreuzzügen, wie zum Beispiel dem dritten, erkennt man bereits immer weniger religiösen Ansporn, sich dem Heer anzuschließen. Es handelt sich hierbei um Heere, die nun wirklich allein von europäischen Herrschern aufgrund der im Westen üblichen Rekrutierungsmaßnahmen ausgehoben wurden, speziell aufgrund der Verpflichtung von Vasallen. Auch der sechste Kreuzzug zeigte bei den Rittern, also der schweren Kavallerie, diese Art der Rekrutierung, aber bei den Fußtruppen überwogen bereits die Söldner. Die Armeen der Kreuzfahrer scheinen sich also im Lauf der Zeit immer stärker „normalen westlichen Armeen“ angepasst zu haben, religiöse Motive wurden mehr und mehr unbedeutend.

Rekrutierung in den Kreuzfahrerstaaten

Wie sieht es nun mit der Rekrutierung in den neuentstandenen Kreuzfahrerstaaten, im so genannten lateinischen Osten aus? Auch



6

Araucano, Chile vom 16.–18. Jahrhundert – spät lernten die *Mapuche* das Reiten und entwickelten dabei einen unverwechselbaren Kampfstil. Bis dato kannten die Anden nur Lamas als Saumtiere. Die spanischen Konquistadoren werden staunen und zittern. „Ihre“ Pferde reiten gegen sie! Die spanische Reitschule wird dagegen Vorbild in Europa und ist heute Touristenattraktion in Wien. Quelle: Photo (Rekonstruktion), <http://www.ancient-mexico.com/chile/chile.html>

der lateinische Osten kennt alle drei genannten Arten der Rekrutierung – nämlich einerseits Ritter, die Lehen erhielten und dafür Kriegsdienst leisteten, andererseits Rekrutierung gemäss altem Recht, dass in Zeiten besonderer Gefahr jeder freie Mann mit Kriegsdienst belegt werden konnte, und schließlich auch die Anheuerung von Söldnern. Zusätzlich haben wir nun in den Kreuzfahrerstaaten Gruppen von Pilgern, die ebenfalls zum Kampf gegen die Ungläubigen herangezogen werden können, und weiters die mit der Zeit immer wichtiger werdenden Ritterorden. Das Rückgrat der Armee der Kreuzfahrerstaaten waren sicher Ritter, die für ihre Dienste Lehen erhielten. Durch die geringe Größe der Kreuzfahrerstaaten bzw. durch die nur geringe landwirtschaftlich nutzbare Fläche gab es auch Geld-Lehen. Ritter, die mit dieser Lehensform ausgestattet waren, bezogen ihre Einkünfte also zum Beispiel durch Zölle, Marktgaben, aber auch durch den Verkauf von speziellem Gemüse. – Die Zahl der Ritter, die Lehen erhielten, war in den Kreuzfahrerstaaten nie besonders hoch, deswegen stellten auch die Kirche und Städte bei besonderen Ereignissen Truppen. Dabei handelte es sich nicht um Ritter, sondern um „sergeants“. Ob solche „sergeants“ im Prinzip zu Pferd kämpften oder Fußtruppen waren, ist bei den Historikern umstritten.

Die Anheuerung von Söldnern hingegen war aufgrund der chronisch niedrigen Truppenzahlen der Kreuzfahrerstaaten immer schon von Bedeutung gewesen. Auch waren kleine Söldnergruppen den lokalen Herrschern im Nahen Osten sicher angenehmer als schwer kontrollierbare Massen von Kreuzfahrern. Gerade armenische Truppen wurden im Fürstentum von Antiochia oftmals angeworben. Weiter südlich in Jerusalem und Tripolis fand man maronitische und syrische Infanterie-Bogenschützen in den Diensten der Herrscher dieser Staaten. Muslimische Truppen nah-

men die Kreuzritter eigentlich nicht in ihre Dienste, aber es gab bedeutende Zahlen an ehemals muslimischen Truppen, die zum Christentum bekehrt worden waren. Solche so genannten „turcoples“ dienten als leichte Kavallerie in christlichen Heeren.

Zuletzt wären noch die Ritterorden zu erwähnen, die vor allem gegen Ende des 12. Jahrhunderts und auch darüber hinaus eine der wichtigsten Quellen für Truppen im lateinischen Osten waren. Eigentlich waren diese Orden von Rittern gegründet worden, die sich, religiös motiviert, den Schutz der Pilger im Heiligen Land zum Ziel gesetzt hatten. Die Ritterorden, speziell die Kontingente der Templer und Johanniter, stellten am Beginn des 13. Jahrhunderts ungefähr die Hälfte der Armee der Kreuzfahrerstaaten im Heiligen Land. Die Mitglieder eines solchen Ritterordens waren einerseits die „Brüder“, die ritterlicher Herkunft sein mussten, andererseits konnten aber auch freie Bauern und Handwerker als „sergeants“ den Orden beitreten. Weiters hatten auch die Ritterorden ihre „turcoples“ in Diensten stehen, die vom „turcopolier“ geführt wurden, der im Gefecht auch die „sergeants“ und teilweise Ritter führen durfte. Von Bedeutung waren die Militärorden sicher wegen ihrer Fähigkeit, schnell und in großer Zahl professionelle Truppen ins Feld zu schicken, waren sie normalerweise doch sehr diszipliniert und verstanden es, hart zu kämpfen – im Unterschied zu zahlreichen weltlichen Rittern und Söldnern.

Byzantinische Armeen

Die byzantinische Armee im Zeitraum vom 12. bis ins 14. Jahrhundert rekrutierte sich aus vier Elementen. Einerseits bestand der Kern der Armee aus Truppen aus Konstantinopel selbst, weiters aus verschiedenen Armeen, die in den Provinzen ausgehoben wurden, nicht-byzantinischen Söldnern und

schließlich Truppen von Verbündeten. Insgesamt könnte man aber auch eine Unterscheidung zwischen „byzantinischen“ Truppen und fremden Söldnern bzw. Hilfstruppen machen. Vom Ende des 11. Jahrhunderts bis zum Ende des byzantinischen Reiches gab es im Heer des oströmischen Kaisers eigentlich ständig eine große Zahl an Söldnern aus den verschiedensten Volksgruppen, die wahrscheinlich zahlenmäßig die „nationalen“ Truppen bereits überwogen. Das resultierte vor allem aus den enormen Gebietsverlusten des byzantinischen Reiches in Anatolien – besonders nach der Niederlage bei Manzikert 1071.

Der Kern der Armee aus Konstantinopel, bekannt als „tagmata“, „taxeis“ oder auch „vasilikon allagia“, bestand selbst zum größten Teil aus Söldnern, die vom Kaiser angeheuert wurden. Solche Garde-Regimenter, die speziell dem Schutz des Kaisers dienten, waren Ende des 11. und Anfang des 12. Jahrhunderts zum Beispiel die „hetaireia“, die „exkoubitoi“, die „athanatoi“ und die „varrangoi“. Hinter den zuletzt genannten verbirgt sich die berühmte Waräger-Garde. Ursprünglich handelte es sich hier vor allem um aus dem skandinavischen Raum stammende Söldner, die den Schutz des Kaisers gewährleisteten. Bekannte Männer, wie der spätere norwegische König Harald Hardraada, dienten ebenfalls für einige Zeit in dieser Garde. Am Beginn des ersten Kreuzzugs können wir mit bedeutenden Zahlen an angelsächsischen und anglo-dänischen Söldnern bei den „varrangoi“ rechnen, die nach dem Sieg der Normannen 1066 England verlassen hatten.

Bei den Truppen, die aus den Provinzen, den „themata“, rekrutiert wurden, handelte es sich zum Großteil um freie Bauern, die ein Stück Land besaßen und dafür Militärdienst leisten mussten. Dieser Landbesitz zusammen mit der Militärdienstleistung war vererbbar. Wie bereits erwähnt, war aber durch die

Niederlage bei Manzikert 1071 ein Großteil der östlichen „themata“ verloren gegangen, und der Schwund an solchen Provinzen gerade in Anatolien ging ständig weiter, sodass die Truppen der „themata“ immer mehr an Bedeutung verloren.

In byzantinischen Diensten standen neben normannischen, französischen und deutschen Rittern auch solche aus den Kreuzfahrerstaaten; diese wurden oftmals pauschal als „Franken“ oder „Lateiner“ bezeichnet. Weiters finden sich Ungarn, Bulgaren, Serben und Wallachen im byzantinischen Heer. Wie bereits erwähnt, gab es in der Waräger-Garde vor allem Krieger aus Skandinavien, aber auch Angelsachsen und Russen. Bei der leichten Reiterei und den berittenen Bogenschützen griff man auf Alanen, Kumanen, Petschenegen und Seldschuken zurück. Kontingente von Georgiern und Armeniern, die auch in den Kreuzfahrerstaaten als Söldner rekrutiert wurden, taten ebenso ihren Dienst unter byzantinischem Oberbefehl, wie auch ab dem späten 13. Jahrhundert Katalanen. Man sieht also, dass einerseits verschiedenste Volksgruppen in der byzantinischen Armee dienten, andererseits auch verschiedene Religionen dort vertreten waren – nicht nur unterschiedliche christliche Konfessionen, sondern auch der Islam.

Muslimische Heere

Für die muslimische Seite gilt Folgendes. Prinzipiell bestand der Kern jeder muslimischen Armee, die im Nahen Osten gegen die Kreuzfahrerstaaten kämpfte, aus Mameluken- oder Ghulam-Truppen. Bei diesen handelte es sich um bestausgebildete Soldaten, die ursprünglich als Sklaven gekauft worden waren und dann eine hervorragende militärische Ausbildung erhielten. Nach Beendigung dieser Ausbildung oder aber auch nach dem Tod des ersten Besitzers erhielten diese Sklaven-Soldaten die Freiheit. Jeder Herrscher, der solche Mameluken

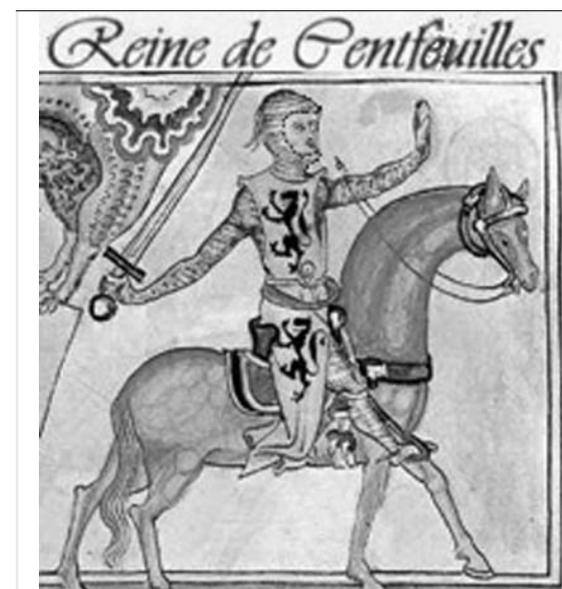
oder Ghulams in seinen Diensten hatte, behandelte und bezahlte sie gut. Solche Mameluken sind uns bereits aus der Armee der Abbasiden-Herrscher bekannt, aber wir finden sie genauso später in den fatimidischen, aiyubidischen und seldschukischen Heeren.

Die verschiedenen Armeen der Nachfolgestaaten des Seldschuken-Reiches in der Zeit der Kreuzzüge bestanden einerseits aus „regulären“ Truppen, „askar“ genannt, die aus den Gardien und stehenden Truppen des Amirs zusammensetzten. Hier finden wir die hochbezahlten Ghulam- oder Mameluken-Soldaten. Für großangelegte Kriegszüge wurden zusätzlich turkmenische Kriegernomaden und Söldner aller Art angeworben. Weiters konnte man auch noch Personen, die vom Herrscher eine „iqta“-Konzession erhalten hatten, zu den Waffen rufen. „Iqta“ bedeutete grundsätzlich Land – ein Anwesen – bzw. Abgaben eines bestimmten Gebietes, die vom Herrscher an eine Einzelperson abgetreten wurden. Das „iqta“-System hatte ursprünglich eigentlich keine primär militärische Bedeutung. Erst in der Zeit der Kreuzzüge beziehungsweise knapp davor lässt sich eine enorme Militarisierung dieses Systems beobachten. Eine Folge davon war etwa, dass in einem ganz bestimmten „iqta“-Typ Einzelpersonen, im Bedarfsfall Truppenkontingente von bestimmter Größe ausrüsten mussten. Weiters fanden sich noch gelegentlich religiös motivierte Personen, „mutatawiah“ genannt, in den Armeen. In den Städten existierten Stadtmilizen, „ahdath“, die aber eigentlich kaum ins Feld zogen, sondern der Verteidigung der Stadt dienten.

Die Rum-Seldschuken, die vor allem in ehemals byzantinischen Gebieten regierten, hatten neben einer kleinen Elite aus gut bezahlten Ghulam-Soldaten vor allem ihre Stammesverbände der Kriegernomaden – diese wurden aus eroberten Beute bezahlt. Im späten 12. und vor allem 13. Jahrhundert dürfte

dann aber die Masse der Armee aus freier turkstämmiger Kavallerie bestanden haben, die für ihre Dienste „iqta“-Konzessionen erhalten hatte. Söldner wurden weiterhin angeworben, und gerade die Rum-Seldschuken verfügten auch über westeuropäische Truppen in ihren Diensten. Die Gründung von „fityan“- und „ikhwan“-Bruderschaften in den Städten, die religiös motivierte Freiwillige stellten, wurde von den Herrschern stark gefördert.

Den Kern des Heeres der späten Fatimiden-Herrscher bildeten die Gardien und stehenden Truppen des Herrschers, bestehend aus Ghulam- oder Mameluken-Soldaten. Jeder Amir des Fatimiden-Reiches verfügte zumeist selbst noch über ein Kontingent an Mameluken, seine persönliche Leibwache. Sudanesen, Araber und Berber wurden von den Fatimiden-Herrschern speziell für



7

Ritter, Westeuropa im Hochmittelalter – „Ritter“ heißt Reiter und mit dem Steigbügel hob sich eine ganze Sozialordnung in den Sattel. Erst im späten Mittelalter kamen die steifen Plattenpanzer auf. (In Abwandlung der zeitlich spätere Kürass, schwere Reitertruppen in der Neuzeit heißen „Kürassiere“ – wie heute der österr. Jagdpanzer aus Steyr, alle drei sind die schwere Kavallerie ihrer Zeit). So saß wohl Richard Löwenherz in seinem Kettenhemd und auf massiven Kaltblüter-Pferden (keine zierlichen Araber, sondern ähnlich den Norica oder Haltinger-Pferden). Hier reitet übrigens eine Frau, was außergewöhnlich, aber öfters in der Rittergeschichte nachweisbar ist – nicht nur bei Jeanne d'Arc!

Quelle: Miniature, http://www.mauritia.de/de/mittelalter/ritter_juelich.jpg

Kriegszüge angeworben – als Söldner oder als Hilfstruppen. „Ahdath“-Stadtmilizen gab es auch in Ägypten, diese waren aber von eher geringer Bedeutung, genauso wie un ausgebildete Freiwillige. Die Militarisierung des „iqta“-Systems begann in Ägypten erst relativ spät, und die Verleihung von „iqta“ in Verbindung mit Militärdienst wurde kein allgemeines Prinzip.

Die Armeen der Nachfolger der Fatimiden, speziell des Aiyubiden-Herrschers Saladin, rekrutierten sich grob gesprochen aus einem Kern von hochbezahlten Mameluken-Truppen, genannt „halqa“, weiteren Söldnern, wie z. B. kurdischer schwerer Kavallerie und Auxiliartruppen und den Truppen aus den unterworfenen Gebieten Syriens, also vor allem „ahdath“-Stadtmilizen, „mutatawiah“ und arabischen Beduinenverbänden als Hilfstruppen. Vom Heer seiner Vorgänger, der Fatimiden, übernahm Saladin aber nur einen geringen Teil in seine Dienste. Nach den Siegen Saladins über die Kreuzritter konnte er auch immer wieder auf die spontane Unterstützung der muslimischen und auch jüdischen Bevölkerung Palästinas zurückgreifen.– Die Armee der nachfolgenden Mameluken-Herrscher in Ägypten rekrutierte sich im Prinzip ähnlich. Einzig der Status mancher Truppen änderte sich. Man konnte sich zum Beispiel den Status und die Privilegien eines „halqa“-Soldaten kaufen. Man sieht also bereits, dass manche Einheiten gar keine wirklichen Kampftruppen mehr darstellten. Beduinen wurden nicht mehr rekrutiert, aber einige christliche Söldner fanden ihren Weg in die Armee der Mameluken-Herrscher.

Beim Vergleich der Rekrutierungssysteme der christlichen, byzantinischen und muslimischen Armeen fällt eine gravierende Ähnlichkeit auf. Die Heere werden zunehmend professioneller. Die byzantinischen, aber auch die muslimischen Truppen rekrutieren in immer größeren

Zahlen Söldner. Bei der byzantinischen Armee haben wir, wie bereits gezeigt, nach Manzikert wahrscheinlich sogar mehr Söldner als einheimische Truppen, aber auch die einzelnen muslimischen Verbände haben als Kernarmee ihre Söldner-Kontingente. Gerade diese Kernarmeen sind es aber, die die meisten Kriegshandlungen führen! Nur für größere Kampagnen wird dann über dieses Maß hinaus rekrutiert. Bei den christlichen Armeen merkt man das Anwachsen von Söldnern vielleicht nicht so stark, aber es gibt auch hier einerseits Ritter, die gegen Sold von lokalen Herrschern angeworben werden können, und vor allem auch „Spezialtruppen“ wie Armbrust- und Bogenschützen. Christopher Marshall weist darauf hin, dass Söldner und bezahlte Truppen ein wichtiges Element der lateinischen Heere waren. Wir finden sie in den Armeen der verschiedenen christlichen Herrscher Palästinas genauso wie im Dienst der Ritterorden (Marshall 1992).

Was waren die Vorteile von Söldnern? Einerseits hatte man sicher überaus geübte, professionelle Soldaten zur Verfügung, andererseits konnte ein Söldnerheer innerhalb weniger Tage mobilisiert werden. Kleinere stehende Garden und Leibwachen von hochbezahlten Söldnern, wie die byzantinischen „varangoi“ oder die Mameluken- und Ghulam-Söldner der muslimischen Herrscher, waren ständig einsatzbereit. Truppen, die für ihre Dienste „pronoia“, „iqta“-Konzessionen oder Lehen erhielten, waren einfach nicht so schnell zu den Waffen zu rufen und oftmals auch von mangelhafter Qualität.– Einiges spricht dafür, dass das verstärkte Aufkommen von Söldnerarmeen auf das Vorbild von Byzanz zurückgeht. Hier dienten ja sowohl christliche Truppen aus dem Westen als auch muslimische Truppen als Söldner. Was lag nun für diese Söldner näher, als ihre Dienste, sollten sie von Byzanz nicht mehr benötigt oder

schlecht bezahlt werden, anderen Herrschern, also muslimischen Herrschern des Nahen Ostens oder eben den Herrschern oder Ritterorden der Kreuzfahrerstaaten, anzubieten?

Finanzierung

Auch bei der Armeefinanzierung könnte man durchaus Ähnlichkeiten und Parallelen zwischen den christlichen, byzantinischen und muslimischen Truppen erkennen. Vor allem die Ähnlichkeiten zwischen der byzantinischen „pronoia“ und der muslimischen „iqta“ fallen auf. Beide entstehen anscheinend aus der Zahlungsschwäche der jeweiligen Zentralregierung. Das stehende Heer kann nicht mehr durch Steuereinnahmen finanziert werden, deswegen dezentralisiert man. Man vergibt Steuerpacht oder Abgaben für Militärdienstleistung. Das Lehenssystem in Europa funktioniert im Prinzip ähnlich, wobei natürlich diese Systeme nicht miteinander zu vergleichen sind. In Europa und auch den Kreuzfahrerstaaten scheint aber im Laufe der Zeit verstärkt auf direkte Anwerbung von Söldnern zurückgegriffen worden zu sein. Man leistet sich ein stehendes Heer, sicher aufgrund des Vorbildes von Byzanz und der muslimischen Staaten – und natürlich wegen der ständigen Kriegsgefahr im Nahen Osten.

Die Steuersysteme in Europa werden verbessert, die Einnahmen werden höher und somit kann man sich auch die Anwerbung von solchen bezahlten Armeen leisten und muss nicht nur auf die oft schwerfällige Feudalrekrutierung zurückgreifen. Bei der Einhebung von Sondersteuern zur Kriegs- und Armeefinanzierung zeigen sich sowohl die christliche als auch die muslimische Seite gleichermaßen kreativ. Ein Unterschied zwischen der Beschaffung der Geldmittel für die Armeen im christlichen Raum einerseits und dem byzantinisch-muslimischen auf der anderen Seite besteht jedoch meiner Meinung nach darin, dass ge-

rade Kirche und Ritterorden auf direktem Wege enorme Summen aufbringen können: einerseits durch Sonderabgaben seitens der Kirche, andererseits wurden auch der Besitz und die Ländereien von Juden und Häretikern konfisziert, königliche Rechte und Ämter wurden teilweise verkauft, und manche Städte machten für den Kreuzzug Geschenke jeglicher Art.

Eine weitere Möglichkeit zur Finanzierung von Kreuzzügen waren Sondersteuern, die von europäischen Herrschern für militärische Zwecke dem Volk auferlegt wurden. In Frankreich wurde wahrscheinlich unter Ludwig VII., aber auch Ludwig IX. die „taille“ zur Finanzierung des Kreuzzugs verwendet. 1185 wurden in England und Frankreich Extrasteuern für einen Kreuzzug, als „Saladin-Zehent“ bezeichnet, eingehoben. Diese Steuern wurden von der Kirche eingehoben, wobei oftmals gerade Templer oder Hospitaliter die Oberaufsicht erhielten. In den Kreuzfahrerstaaten selbst trafen immer wieder bezahlte Söldner oder Geldgeschenke aus Europa ein. Speziell die Päpste schickten wiederholt Geld und Truppen in den Nahen Osten, wobei die Geldgeschenke, wie zum Beispiel von Papst Innozenz III. in den Jahren 1208 und 1209, von den Herrschern vor Ort nach ihrem Ermessen verwendet werden konnten. Solche Gelder konnten aber auch an den Patriarchen von Jerusalem gehen, wie im Jahr 1276, als Papst Hadrian V. 12.000 livres tournois nach Jerusalem sandte, ebenfalls mit freier Verfügungsgewalt bezüglich der Verwendung.

Zuletzt sind noch die Ritterorden im Heiligen Land zu erwähnen, die große Zahlen an Truppen stellten und auch versorgten. Templer und Johanniter griffen dabei auf die Einnahmen aus ihrem profitablen Landbesitz im Heiligen Land zurück; dazu kamen regelmäßige Zahlungen aus ihren Niederlassungen in Westeuropa. Aber auch die einzelnen Mitglieder der Orden, die ja auch aus dem Rittertum stammten,

machten den Orden Geschenke und verpflichteten sich zumeist, im Fall ihres Todes dem Orden Waffen und Pferde zu schenken. Die Orden erhielten weiters von der Kirche in Westeuropa und von westlichen Herrschern immer wieder Geldgeschenke und Privilegien, die speziell für ihre Handelsaktivitäten, die ebenfalls eine große Einnahmequelle darstellen, von Bedeutung waren. Die verschiedenen Orden waren nämlich im Handel mit dem Heiligen Land sehr aktiv, denn sie verfügten zumeist über eigene Flotten. Mit diesen brachten sie unter anderem Pilger gegen Bezahlung in das Heilige Land, was sich durchaus als lukrativ erwies.

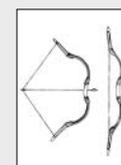
Auf der anderen Seite erhält der byzantinische Staat seine Einnahmen zum Großteil über Steuern auf weltlicher Ebene, genauso wie die muslimischen Staaten ihre Armeen über das staatliche Steuerwesen finanzieren. Religiöse Institutionen findet man in Byzanz und den muslimischen Staaten weit weniger damit beschäftigt, die Gelder zur Aufstellung für Armeen zu beschaffen. Das ist primär eine staatliche Tätigkeit, wohingegen – wie man gesehen hat – im christlichen Westen und den Kreuzfahrerstaaten die Rolle der Kirche in der Truppenfinanzierung keineswegs unterschätzt werden darf.

Militärsystem und Taktik Die Truppengattungen und ihre Verwendung im Kampf

Die bestanden, vereinfacht dargestellt, aus Landtruppen, Kavallerie und Fußtruppen. Grob gesprochen kann man sicher sagen, dass die Kavallerie der teurere und wichtigere Truppenteil, zumindest in der offenen Feldschlacht war, hingegen aber die Fußtruppen zahlenmäßig weit aus größer waren.

Auf lateinischer Seite blieb sicher durch die ganze Zeit der Kreuzzüge die schwere Kavallerie, die von den weltlichen Rittern aber auch den Ordensrittern im Feld gestellt wur-

de, die bedeutendste, jedoch gewiss auch die teuerste Truppengattung. Diese schwere Kavallerietruppe war jedoch gerade im Nahen Osten nie allzu groß. Auf byzantinischer Seite verfügte man ebenfalls über schwere Kavallerietruppen. Dabei handelte es sich um Truppenteile der in Konstantinopel stationierten „tagmata“, wie zum Beispiel die unter der Herrschaft Alexios I. Komnenos noch existierenden Regimenter (genannt „scholae“, „excubiti“ und „ikantoi“), aber auch um adelige „pronoia“-Inhaber der „themata“. Nicht zu vergessen ist auch die Tatsache, dass zahlreiche westeuropäische Truppen in der byzantinischen Armee dienten, und obwohl sicher ein Teil Infanterietruppen und Spezialeinheiten wie Armbrustschützen waren, befand sich darunter auch



8

Mongolische Reiterei, Zentralasien 11.–13. Jahrhundert: statt Nahkampf und Wuchtattacken zu Pferde (= Ritter in Europa, Persien u. Byzanz, die *caterphractii*) Geschmeidigkeit und Distanzhalten (wegen robuster, aber kleinerer Steppenpferde) durch Fernwaffen. Der Kompositbogen (= Hochspannungsbogen mit extremer Zugkraft) kommt mit den Turkvölkern bis vor Wien (1529 u. 1683, davor schon mit Awaren, Hunnen u.a.). Die letzten Truppen mit Bogenwaffen im Westen (engl. Expeditionsheer unter Leicester, Günstling Königin Elisabeth I. von England) kämpften in den Niederlanden (16. Jahrhundert).
Quelle: Buchmalereidetail, <http://www.kfunigraz.ac.at/ub/ausstellungen/mongolen/images/mongolen01.jpg>

schwere Kavallerie. Die muslimische Seite kennt, allgemein gesprochen, weniger schwere Kavallerietruppen als ihre christlichen Nachbarn. Gerade in der fatimidischen Armee und auch bei den nachfolgenden Elite-Truppen der Aiyubiden- und Mameluken-Herrscher finden wir aber schwere Kavallerie, die ebenfalls mit Lanze und Schwert kämpfte. Die „furusiyah“-Kavallerie-Trainingsanleitungen dieser Zeit zeigen uns, dass solche Elite-Truppen nicht nur als Kavallerie-Einheiten ausgebildet wurden, sondern auch zu Fuß kämpfen mussten (was man übrigens auch von einem christlichen Ritter erwartete). Weiters lernten sie aber auch mit dem Bogen umzugehen, und sie waren – dies ein auffälliger Gegensatz zu ihren christlichen Pendants – sogar imstande, ihre Rüstung selbst anzulegen und abzulegen!

Berittene Bogenschützen und leichte Reitertruppen waren anfangs nur im muslimischen Bereich und in der byzantinischen Armee im Einsatz. Die byzantinische Armee hatte eine lange Tradition bei den berittenen Bogenschützen, wobei es besonders in der Spätzeit einen enormen Niedergang in dieser Waffengattung gab, der nicht wieder aufgeholt werden konnte. Gemeinsam mit der byzantinischen leichten Reiterei wurden sie meist als Auxiliärtruppen angeworben; es handelte sich vor allem um Kumanen, Alanen, Ungarn, Petschenegen.– Alle muslimischen Armeen (mit Ausnahme vielleicht der fatimidischen Armeen) verfügten über berittene Bogenschützen und leichte Kavallerieverbände. Beide Truppenteile wurden häufig von seldschukischen Reiternomaden gestellt. Dabei waren sogar die schweren Elite-Kavallerietruppen im Bogenschießen ausgebildet und beweglicher als ihre christlichen Gegner.

In den Armeen der Kreuzritter und der Kreuzfahrerstaaten sind – sicherlich aufgrund der Effektivität dieser Waffengattung – sehr bald Übernahmen nachzuweisen. So wer-

den muslimische berittene Bogenschützen bzw. muslimische leichte Reiter sogar von den Ritterorden angeworben. Es handelt sich hierbei um die so genannten „turcoples“. In den lateinischen Armeen gibt es im Rahmen der Kavallerie neben den Rittern auch noch berittene „sergeants“, die eben nicht dem Ritterstand angehören. Gewöhnlich war deren Ausrüstung leichter als die der Ritter. Es handelt sich bei diesen also zumeist nicht um schwere Kavallerie-Einheiten, aber auch nicht um die beweglichen, leichten Reitertruppen der muslimischen Armeen, sondern um ein Art Zwischenstück.

Die Fußtruppen bildeten in christlichen Armeen zwar meist den größeren, aber weniger bedeutenden Teil. Die Ausrüstung konnte stark variieren. Sehen wir einmal von weiter spezialisierten Fußtruppen, wie Bogenschützen und Armbrustschützen ab, so waren die typischen Angriffswaffen sicher die Lanze bzw. Speere, ein Schwert oder aber auch Äxte und Keulen. Die Aufgaben solcher Fußtruppen lagen in der Bewachung von Feldlagern, und auch Städten und festen Anlagen, aber wir finden sie natürlich auch in jeder offenen Feldschlacht und bei Belagerungen. Der Professionalisierungsgrad gerade bei christlichen Fußtruppen dürfte im Laufe der Zeit stark angewachsen sein. Die Fußtruppen, die bei Peter dem Eremiten mitmarschierten, waren zumeist kaum ausgebildet und auch nicht ausreichend bewaffnet. Bei nachfolgenden Kreuzzügen und auch in den Kreuzfahrerstaaten findet man dann bereits gutausgebildete und oftmals vergleichsweise gutbezahlte Fußtruppen. Nicht vergessen sollte man auch, dass gerade in den ersten Kreuzzügen immer wieder aufgrund von Pferdemangel Ritter in den Reihen der Fußtruppen mitkämpften.

In der byzantinischen Armee finden wir Fußtruppen sowohl in den Söldner-Truppen der „tagmata“ direkt in Konstantinopel, als auch in den Truppen der „themata“. Die

„varrangoi“, die von skandinavischen, russischen und auch angelsächsischen Kriegerern rekrutiert wurden, waren solche Garde-Fußtruppen, die sehr gut ausgerüstet waren. Ihre typische Waffe war eine zweihändig geführte Axt, aber sie verfügten angeblich auch über Schild und Schwert. In den Truppen der „themata“ finden wir „skutatoi“ – schwere Infanteristen, bewaffnet mit Lanze, Schwert und einem Schild, dem „skutarion“, darüber hinaus auch noch ausgerüstet mit einem Lamellenpanzer. „Pelastoi“ waren nicht so schwer ausgerüstet wie „skutatoi“. Sie stellen mehr ein Bindeglied zur ungepanzerten und meist sehr einfach bewaffneten leichten Infanterie dar.

Bei den muslimischen Armeen haben wir es bei den Mameluken- und Ghulam-Truppen mit hochausgebildeten Soldaten zu tun, die sowohl zu Pferd als auch zu Fuß kämpfen können. Infanterietruppen finden wir in den muslimischen Armeen in ähnlichen Funktionen wie in den christlichen Armeen. Sie sind in den Stadtmilizen, aber auch beim Heer im Feld zu finden, der Ausrüstungsgrad variiert ebenso wie die Qualität. Rum-Seldschukische Heerführer haben sicher in weit geringerem Umfang auf Infanterietruppen zurückgegriffen als andere muslimische Armeen, da die Infanterietruppen nicht der typischen Taktik dieser Armeen entsprachen.

Besonders hervorheben sollte man bei den Fußtruppen die Armbrust- und Bogenschützen der Infanterie, die aufgrund der Verwendung von Fernwaffen sich von den normalen Infanterietruppen in gewisser Weise abheben. Sowohl die lateinischen als auch die byzantinischen und muslimischen Armeen verwendeten Infanterie-Bogenschützen und Armbrustschützen. In den Kreuzfahrerstaaten dürfte gerade im 12. und 13. Jahrhundert die Zahl an Infanterie-Bogenschützen im Vergleich zu den sehr gerne angeworbenen muslimischen berittenen Bogenschützen enorm angestiegen

sein. Infanterie-Bogenschützen und –Armbrustschützen wurden einerseits aus Europa gestellt (gerade der Papst forderte im frühen 13. Jahrhundert einfache englische Kreuzfahrer auf, den Langbogen zu verwenden), sie wurden aber auch direkt im Heiligen Land angeworben. Diese Kämpfer verwendeten natürlich den Komposit-Bogen. In der byzantinischen Armee finden wir Infanterie-Bogenschützen einerseits bei den verschiedenen Söldner- und Auxiliärtruppen aber auch die „psiloi“, Soldaten der leichten byzantinischen Infanterie, verwendeten als Hauptwaffe den Kompositbogen und gelegentlich die Armbrust oder eine Schleuder.

Zum Schluss sind noch die muslimischen Truppen zu erwähnen. Auch wenn die berittenen Bogenschützen die bekanntere Truppengattung in den muslimischen Armeen waren, gab es auch bei den Gegnern der Kreuzfahrer Infanterie-Bogenschützen. Ein Beispiel wäre die fatimidische Armee, in der wahrscheinlich überhaupt keine berittenen Bogenschützen zu finden waren. Statt dessen sind uns gerade aus Ägypten die sudanesischen Söldnertruppen bekannt, die gut bezahlt waren und zu Fuß kämpften. Diese stellten auch die bedeutendsten Infanterie-Bogenschützenkontingente in der fatimidischen Armee.

Über weitere Spezialeinheiten, die zum Beispiel für die Bedienung von Belagerungsmaschinen verwendet wurden, sind kaum Informationen erhalten. Die Anzahl solcher Truppenteile war sicher zumeist gering und ihre Bezahlung sehr hoch.

In den lateinischen Armeen, die auf der schweren Kavallerie als Hauptwaffe basierten, war der starke Kavallerieangriff auf freier Ebene die wichtigste Kampfaktik. Wie bereits ab dem ersten Kreuzzug überliefert ist, konnte sich die schwere Kavallerie nach einem abgewiesenen Angriff auch hinter die Infanteriekräfte zurückziehen, um sich erneut zu sammeln. Infanterie schützte so die schwere Kavallerie – speziell die

Pferde – vor den Pfeilen der Muslime, während dann die schwere Kavallerie den entscheidenden Schlag gegen die feindliche Armee ritt.

Auch die byzantinische Armee setzte im Laufe der Zeit immer mehr auf ihre schweren Kavallerieeinheiten. Diese kämpften nicht grundlegend anderes als ihre lateinischen Gegner/Verbündeten. Zumeist wurde die „suntagma“, eine dichte Formation angewendet. Gerade von byzantinischen Taktiken dürften die Kreuzfahrer sehr viel gelernt haben. In der Art, wie lateinische schwere Kavallerieeinheiten anritten, ihre Befehle erteilten und auch in der Verkleinerung der taktischen Einheiten dürfte sich byzantinischer Einfluss widerspiegeln.

Auf der anderen Seite standen überwiegend die muslimischen leichten Reiterkräfte und vor allem die berittenen Bogenschützen. Nicht alle muslimischen Armeen nützten ihr Potenzial voll aus! Die Armeen der Fatimiden dürften sehr unbeweglich gewesen sein. Ihre Truppen setzten sich vor allem aus Berbern, Arabern und Sudanesen zusammen. Vom Typus her handelte es sich zum großen Teil um Infanterie, vor allem um Bogenschützen zu Fuß und um schwere Reiterei. Berittene Bogenschützen gab es in der fatimidischen Armeen kaum. Gegen Truppen nach Art der fatimidischen konnten die Kreuzfahrer den Angriff ihrer schweren Kavallerie problemlos einsetzen. Den Fatimiden fehlte die Beweglichkeit, um solcher Taktik standzuhalten. Das war auch der Grund, warum von den Kreuzfahrern seldschukische Heere viel mehr gefürchtet wurden.

Die Kreuzfahrer lernten aber von den muslimischen Armeen. Man erkannte mit der Zeit die Bedeutung von leichten Kavallerieeinheiten, und auch wenn die christlichen Ritter ihrer Kampfaktik als schwere Kavallerie treu blieben, wurden in den Kreuzfahrerstaaten doch große Zahlen an muslimischen Söldnern angeworben. Diese „turcoples“ beherrschten die Kampfweise der

leichten Reiterei. Sie waren überdies auch sehr nützlich für Aufklärungsritte, Flankenkampf und schnelle Angriffe und Überfälle, „chevauchée“ genannt. Solche „muslimische“ Taktiken wurden von den Kreuzfahrern bereits ab dem 13. Jahrhundert angewendet. Für die christlichen Armeen eigentlich untypisch, war dies die Kampfweise der späteren lateinischen Armeen, die ja hauptsächlich auf die Verteidigung ihrer Gebiete bedacht sein mussten, wobei große Schlachten tunlichst zu vermeiden waren – nicht zuletzt aufgrund der immer geringer werdenden Truppenzahlen der lateinischen Armeen im Heiligen Land.

Die klassische taktische Aufstellung in den mamelukischen Armeen bestand aus einem Zentrum mit zwei Flügeln. Diese konnten



9

Römische Legionäre, Antike – je älter das römische Imperium wurde, desto mehr *auxilarii* (= Hilfstuppen mit Spezialkenntnissen), die auch in immer größerem Ausmaß zu Pferde kämpften, bald keine römische Uniformierung mehr trugen und nur noch unter römischen Standarten für Geld, Beute, Grund und Bodenbesitz arbeiteten. Dieser Prozess ist schon Teil der „Völkerwanderungszeit“ und in dieser Zeit fließender *Ethnogenesen* stößt man verstärkt auf Pferdebestattung: Krieger und Pferd, vereint auch im Tod
Quelle: Photo-Rekonstruktion,
http://www.rete-amicorum.de/living_history/living_history_bilder/kirbyhall/reomische_kavallerie.jpg.

den Gegner, falls dieser numerisch unterlegen war, umschließen. Falls die Armee über Infanterieverbände verfügte, positionierte man diese hauptsächlich auf dem defensiv kämpfenden linken Flügel, während die besten Reitertruppen auf dem rechten Flügel aufgestellt wurden, wie in der Schlacht von Ajn Djalut gegen die Mongolen. Diese Art der Aufstellung soll nach David Nicolle in Folge über die Kreuzfahrerstaaten nach Europa gelangt sein und bereits acht Jahre später in Süditalien von Karl von Anjou in der Schlacht von Tagliacozzo verwendet worden sein. Peter Herde sieht das ähnlich, nicht zuletzt weil einige Adelige, die auf der Seite Karls kämpften, Besitzungen im Nahen Osten hatten und mit der Kampfesweise der Byzantiner und Muslime vertraut waren. Mameluken- und Ghulam-Söldner waren weiters in der Verwendung des Bogens gut geschult, und es gelang ihnen mehrmals, christliche Angriffe mit einem Pfeilschauer zu stoppen – wie 1244 in der Schlacht von Gaza.

Was die dritte große Macht im Nahen Osten, Konstantinopel, anlangt, so war man dort im militärtheoretischen Bereich sicher sehr weit fortgeschritten. Gewisse taktische Grundsätze waren aufgrund der langen militärtheoretischen Erfahrung damals zwar den „Rum“, nicht jedoch ihren muslimischen oder „lateinischen“ Gegnern vertraut. So ritt man etwa keinen Kavallerieangriff, wenn den Truppen die Sonne ins Gesicht stand, und in der „Taktika“ von Kaiser Leon VI., die in der Zeit der Kreuzzüge noch immer ein militärisches Standardwerk war, wird darauf hingewiesen, dass byzantinische Bogenschützen mit Giftpfeilen auf die Pferde der Seldschuken schießen sollten, um diese zur Flucht zu zwingen, da für die Seldschuken die teuren Pferde sehr wertvoll waren. Gerade im Bereich der Taktik und Theorie lernten konnte man also als „Lateiner“ oder als Seldschuke viel von Byzanz lernen.

Bewaffung

Zur Frage des „Technologietransfers“

Informationen über Bewaffung zur Zeit der Kreuzzüge bezieht man eigentlich nur in geringem Umfang über Funde. Der Grund dafür liegt darin, dass die archäologisch wichtigen Kriegerbestattungen mit Bewaffung in dieser Zeit aus religiösen Gründen nicht mehr üblich waren. Bildliche Darstellungen und erhalten gebliebene militärische Lehrbücher sind somit die wichtigeren Quellen. Gerade bei bildlichen Darstellungen sollte man aber wiederum vorsichtig argumentieren, da sich die Frage nach dem Realitätsgehalt stellt. Künstler können abstrahieren oder auch gerade bei der Darstellung von Bewaffung auf ältere Typen zurückgreifen, da diese vielleicht der traditionellen künstlerischen Darstellungsweise entsprechen. Weiters stellt sich die Frage, ob ein bestimmter Waffentypus, den man zum Beispiel auf Abbildungen aus den Kreuzfahrerstaaten findet, wirklich eine Übernahme dieses Typus durch die christlichen Armeen zeigt, oder ob es sich nur um eine Übernahme auf „künstlerischer“ Ebene handelt. Buchillustratoren im lateinischen Osten können ja auch zum Beispiel von byzantinischen Illustrationen beeinflusst worden sein, ohne dass sie diese Vorgaben im Original in der eigenen Armee gesehen haben. Schriftliche Quellen, nicht nur im militärtheoretischen Bereich, sind hier vielleicht etwas zuverlässiger, hängen aber natürlich stark vom Autor, dem tatsächlichen Bezug und der zeitlichen Nähe zum geschilderten Ereignis ab. Für die Bewaffung in der Zeit der Kreuzzüge sind sicher die zwar schon im 10. Jahrhundert entstandenen „Taktika“ Kaiser Leons VI. und die „Sylloge Tacticorum“ sowie Gesetze, Heiligenviten und auch die „Alexiad“ der Tochter Kaiser Alexios I., Anna Komnena aus dem 12. Jahrhundert bedeutsam – vor allem für den byzantinischen Raum. Für den lateinischen Osten stellt die Regel der Templer eine informative

Quelle dar, die uns über die Ausrüstung eines Ordensritters, aber auch eines Sergeanten im Orden informiert. Diese war sicher der Ausrüstung weltlicher Ritter prinzipiell ähnlich. – Im muslimischen Raum ist die Lebensgeschichte von Usama ibn Munqid für militärische und somit auch bewaffnungstechnische Bereiche sehr interessant, aber auch militärtheoretische Arbeiten, wie die „Adab al Harb“ von Fakhr-i Mudabbir, und verschiedene „furusiya“-Trainingsanleitungen. In den nachfolgenden Betrachtungen soll die Bewaffung der Zeit der Kreuzzüge bewusst nach sehr gängigen Waffentypen hin untersucht werden bzw. auch nach solchen, die eine mögliche Übernahme von oder eine Parallele zu einem anderen Kulturkreis aufweisen.

Der bekannteste Typ des *Körperschutzes* war sicher in der Zeit der Kreuzzüge das Kettenhemd. Gerade diese Schutzbekleidung zeigt sehr schön das Phänomen einer beidseitigen „technologischen Durchdringung“, den militärisch induzierten Kulturtransfer. Der „kazaghand“ war eine muslimische Panzerung, die aus einem gewandüberdeckten Kettenpanzer bestand, unter dem noch Stoffpanzerung getragen wurde. Diese spezielle Form des Kettenpanzers wurde auch in den Kreuzfahrerstaaten und in Europa übernommen. Gerade in den lateinischen Königreichen im Heiligen Land war der „kazaghand“ bereits in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts als „jaserant“ bekannt. Auch bei der leichten Panzerung, wie zum Beispiel der so genannten „tijfaf“, die bei den muslimischen Truppen vor allem in Syrien auftritt, scheint es Brücken der Übernahme zu geben – vielleicht handelt es sich dabei aber auch nur um rein funktionale Parallelen. So hat zum Beispiel der „jupeau d’armer“ der Kreuzfahrer eine ähnliche Funktion wie der syrische „tijfaf“. Solche leichteren Panzer waren im warmen Klima des Nahen Ostens ganz einfach angenehmer zu tragen. Anders sieht die Sache aus,

wenn man aufgrund sprachlicher Ähnlichkeiten einen Transfer annehmen kann: „aketon“, eine Stoffpanzerung im christlichen Raum, leitet sich offenbar vom arabischen Wort „al qutn“ – Baumwolle – her und ist somit aller Wahrscheinlichkeit nach arabischen Ursprungs. Interessant ist dabei auch, dass sowohl muslimische als auch byzantinische Truppen ihre Panzerung zumeist unter einer Überbekleidung trugen. In der byzantinischen Armee finden wir dafür den Ausdruck „epilorikion“ aber auch „epanoklibanon“. Funktion dieser Überbekleidung war sicher der Schutz vor Regen, Feuchtigkeit und der Temperatur, aber auch die Tarnung der Truppen. Solche Überkleider waren meist dunkel gefärbt und verdeckten den hellen metallischen Körperpanzer. Auf Darstellungen aus Westeuropa, wie dem Teppich von Bayeux, die knapp vor der Zeit der Kreuzzüge entstanden sind, findet sich solche Überbekleidung noch nicht. Ab der Mitte des 12. Jahrhunderts wurden Mäntel und Überwürfe von einem Teil der Kreuzritter bereits über ihren Kettenpanzern getragen. Ab dem Beginn des 13. Jahrhunderts dürfte sich die Überbekleidung auch im lateinischen Osten allgemein durchgesetzt haben. Byzantinischer und/oder muslimischer Einfluss liegen hier sicher nahe.

Die *Helme* machten gerade in der Zeit der Kreuzzüge bedeutende Veränderungen durch. Und man wird hier manch gutes Beispiel für mögliche Beeinflussungen finden. So könnte etwa der „bascinet“-Helm, im Deutschen auch oft als Beckenhelm bezeichnet, auf byzantinische oder islamische Formen zurückgehen. Der „bascinet“-Helm war auch eher ein leichter Helmtyp, der aber trotzdem den Kopf auch von der Seite und von hinten schützte. Einige speziellere Typen dieses „bascinet“-Helms – mit Seitenschutz aus Kettenpanzerteilen – dürften auf jeden Fall muslimischen Einfluss widerspiegeln. – Einen relativ klaren islamischen Einfluss auf Byzanz können

wir im gelegentlich auf Abbildungen dargestellten Tragen von Stoffteilen und Kapuzen über den Helmen erkennen. Unter den Truppen der Mameluken-Herrscher tauchte später dann interessanterweise auch der hutähnliche europäische Helm mit Krempe auf, der „chapel de fer“. Schriftliche Quellen geben Auskunft darüber, dass in der Armee der Mameluken-Herrscher entweder „christliche“ Beutestücke oder direkt aus Italien importierte Helme in Verwendung waren. Gerade Genua dürfte Kriegsmaterial in großer Zahl nach Ägypten verkauft haben, obwohl der Papst solchen Handel mit den Muslimen verboten hatte.

Das *Schwert* ist im Arabischen als „sayf“ bekannt. Besonders gute Schwerter kamen aus Indien oder sogar China. Erbeutete fränkische Klinsen aus der Zeit der Kreuzzüge wurden aber von den Muslimen genauso weiterverwendet. Schwerter muslimischer Truppen trugen oft Verzierungen auf der Klinge, und so kam es vor, dass europäische Beutewaffen mit arabischen Inschriften versehen wurden. Im Vergleich zu europäischen Schwertern waren oft der Griff und auch die Parierstange kleiner. Ähnlichkeiten zwischen islamischen und europäischen Schwertern gibt es oftmals nur auf den ersten Blick. Wohl aber gab es in der Kampfweise und bezüglich der Verwendungsart solcher Waffen durchaus Übernahmen, vor allem einen Transfer von den islamischen Ländern Richtung christlicher Westen. Die Ritter der Kreuzfahrerstaaten gehörten zu den ersten, die die im islamischen Nahen Osten lange gebräuchliche Sitte, zwei Schwerter zu tragen, übernahmen. In der Technik des Schwertkampfes und des Fechtens dürfte die in Europa als italienische Schule bekannte Tradition auch starke islamische Einflüsse aufweisen.

Die *Lanzen* der europäischen Ritter erfuhren eine Weiterentwicklung vor allem bei den Lanzenspitzen, die zwar kleiner, aber dafür durchschlagskräftiger wurden. Die Lanzen waren um die drei Meter lang. Bei den In-

fanterietruppen kamen immer längere Lanzen, speziell die Piken, in Verwendung. Die Stoßlanze für Kavallerie und Infanterie hat mehrere byzantinische Bezeichnungen („kontos“ oder „kontarion“). In den Boden gerammte Speere und über den Kopf in Richtung Gegner gerichtete „kontaria“ waren in der byzantinischen Armee eine bekannte Taktik, um einen Kavallerieangriff abzuwehren. Im muslimischen Raum finden wir ebenfalls sowohl Infanterie- als auch Kavallerielanzen. Gerade das 12. Jahrhundert brachte bei den Kavallerielanzen zahlreiche Formen und Experimente speziell in der Länge der Lanzen hervor. So gab es zusammengesetzte Lanzen von 9 bis 10 Metern Länge. Die Lanzen von Saladins besten schweren Reiterverbänden riefen aufgrund ihrer Länge und ihres Gewichts bei den Kreuzrittern Erstaunen hervor. Andererseits: der arabische Begriff „quntariya“ für Speer bzw. Lanze, der sich sehr wahrscheinlich vom byzantinischen „kontarion“ herleitet, zeigt eine mögliche Beeinflussung der muslimischen Truppen durch Byzanz schon in der Zeit vor den Kreuzzügen. Ansonsten kann man im Bereich der Lanzen kaum Austausch, sondern vielmehr Beeinflussung – gerade bei der Länge der Lanzen – erkennen, denn wenn der Gegner längere Kavallerielanzen hatte, musste man logischerweise nachziehen. In der Handhabung der Reiterlanze hingegen gab es offenbar schon Übernahmen. So wurde von den muslimischen Truppen auch die europäische Art des Kampfes mit der eingelegten Lanze erlernt. Diese Handhabung war bald als „syrische Attacke“ in den islamischen Armeen bekannt.

In den muslimischen Armeen kam dem *Bogen* eine überaus große Bedeutung zu. Verwendet wurden die unterschiedlichsten Formen von Kompositbögen. Gerade in den Ländern des Nahen Ostens war die Form des Kompositbogens turkstämmiger Machart in der Zeit der Kreuzzüge die gängigste Form. Dieser Bogen typ war schwerer zu spannen als an-

dere Kompositbögen, und es brauchte auch viel mehr Training, um ihn zu beherrschen, aber er war einerseits einer der kürzesten Bogentypen, und er verfügte andererseits über eine sehr hohe Durchschlagskraft. Einfache Bogenkonstruktionen, wie sie von europäischen Truppen verwendet wurden, waren bei muslimischen Armeen in der Zeit der Kreuzzüge anscheinend schon so exotisch, dass Saladin bei der Belagerung von Akkon von seinen Truppen einen solchen erbeuteten Bogen extra präsentiert bekam.

Bezüglich der Verwendung des Bogens, des Spannens, Zielens und Schießens gab es in den muslimischen Ländern verschiedenste Trainingsarten. Professionelle Bogenschützen mussten sowohl vom Pferderücken aus als auch stehend und sogar sitzend und hockend ihren Bogen verwenden können. Gezieltes Schießen auf verschiedenste Distanzen und verschieden große Ziele wurde intensiv geübt, aber die Bogenschützen beherrschten genauso das Schauerschießen, in dem eine hohe Feuerrate erzielt, und der Gegner einfach durch die Masse an Pfeilen niedergehalten wurde.

In Europa änderte sich der Bogen auch im Zeitalter der Kreuzzüge eigentlich kaum. Der Typus des Langbogens blieb unverändert. Dagegen hatte man auf christlicher Seite die hohe Qualität und Kampfkraft gerade berittener muslimischer Bogenschützenverbände durchaus erkannt. Die Folge war nun aber nicht, dass man den Typus des Kompositbogens in großem Umfang übernahm und eigene Einheiten daran ausbildete. Dies hätte, ebenso wie die Herstellung von Kompositbögen, zu lange Zeit in Anspruch genommen. Die logische Folge war, dass man nicht die Waffe übernahm, sondern den gesamten, mit dieser Waffe ausgestatteten Truppentyp. Die bereits erwähnten „turcoples“, die in den Kreuzfahrerstaaten als Söldner angeworben wurden, waren zwar nicht ausschließlich berittene Bogenschützen, aber auch solche ka-

men in diesem Sammelbegriff vor. Diese Truppen tauchten in der Folge nicht nur in den Kreuzfahrerstaaten, sondern auch in Zypern, auf dem Balkan, im heutigen Griechenland und vielleicht sogar in der Normandie auf.

Die *Armbrust* machte in der Zeit der Kreuzzüge eine viel bedeutendere Entwicklung durch als die verschiedenen Bogentypen. Die Herkunft der Armbrust ist bis heute umstritten. In der Verwendung ist es aber klar, dass diese Waffe kaum von Nomadenkriegerern verwendet wurde, sondern zumeist in den „professionellen“ Armeen, also in der byzantinischen, den großen muslimischen und den lateinischen Armeen zur Anwendung kam. Antike und spätantike Vorformen der Armbrust dürften bereits existiert haben. Daher stellt sich die Frage nach Kontinuität bzw. Neubeginn. In byzantinischen Quellen finden wir die (tragbare) Armbrust bereits vor den Kreuzzügen erwähnt – zum Beispiel im 11. Jahrhundert im „Strategikon des Kekaumenos“ als „tzagrai“. Die Hauptbezeichnung für diese Waffe dürfte aber in Byzanz „tzaggra“ gewesen sein. Erwähnung und genaue Beschreibung einer westlichen Armbrust, die von Kreuzrittern nach Byzanz gebracht wurde, durch Anna Komnena und die Aussage der Prinzessin, dass diese Waffe den „Griechen vollkommen unbekannt“ sei, führte dazu, dass zahlreiche Historiker davon ausgingen, dass die Armbrust kurzzeitig in Vergessenheit geraten war und erst von westlichen Rittern nach Byzanz gebracht wurde. Man kann die Sache aber auch anders lesen: dass dieser „barbarische“ Waffentyp von Anna Komnena nämlich absichtlich nur den Lateinern zugeschrieben wurde, da sie sich auch sonst immer wieder im Bezug auf die westlichen Ritter negativ äußerte. Tatsächlich verfügten aber auch die Byzantiner weiterhin über ihre „tzaggra“. Inwiefern das Wort „tzaggra“ sich von arabisch-persischen Bezeichnungen für Kreis-

oder Rad herleitet, und ob sich hinter einer möglichen Übernahme des Begriffes „tzaggra“ aus dem arabischen Wortschatz vielleicht ein früherer arabischer Armbrusttyp ähnlichen Namens versteckt, bleibt fraglich.

Im islamischen Ägypten kennt man frühe Formen der Armbrust, wie die „qaws al-rijl“, schon seit dem 11. Jahrhundert. Diese Vorformen der Armbrust waren anscheinend vor allem in der Marine im Einsatz. Ägyptische Militärhandbücher erwähnen dann im 12. Jahrhundert bereits weiter entwickelte Armbrusttypen ähnlich den europäischen und byzantinischen Waffen. Bezeichnungen für verschiedene Armbrusttypen im islamischen Raum waren „jarkh“, „aqar“ oder „lashqah“. Diese Namen bezogen sich wohl schon auf verschiedene Formen dieser Waffe. Unterschiede lagen in der Art der Spannung und somit auch in der Reichweite und Durchschlagskraft.

Was Europa betrifft, so dürfte bis ins 12. Jahrhundert die Armbrust im südlichen Europa häufiger in Verwendung gewesen sein als in den nördlichen Gebieten. In den Städten – anfangs vor allem in Italien – entwickelten sich Armbrustschützengilden. Die Armbrust wurde bald zu einer beliebten Söldnerwaffe, und die besten Armbrustschützen in den lateinischen Armeen kamen aus den Söldnertruppen von Genua und später auch aus den Niederlanden. Dass in der Entwicklung der Armbrust auf jeden Fall ein Austausch zwischen den lateinischen, byzantinischen und muslimischen Armeen existierte, scheint somit klar. Wie dieser Austausch verlief, ist aber kaum nachzuverfolgen.

Schlussbetrachtungen: Krieg – ein Motor der Akkulturation?

Austausch und Übernahme im militärischen Bereich in der Zeit der Kreuzzüge ist sicher ein vielschichtiges Thema. Schon an den Problemkreisen Rekrutierung, Finanzierung, Militärsystem und Taktik

sowie an Fragen der Bewaffnung erkennt man die ganze Komplexität dieses Themas. Austausch- und Übernahmebeispiele – wie die „turcoples“ – zeigen klar, dass „Austausch“ im Nahen Osten zur Zeit der Kreuzzüge bedeutet, dass sich ganze Beziehungsgeflechte aufgebaut haben – mit zahlreichen „Hin und Hers“, sowie vielfältigen Überschneidungen der zivilen und vor allem der militärischen Aspekte. Andererseits weisen Ähnlichkeiten im Bereich der Finanzierung wahrscheinlich weniger auf Austausch oder Übernahmen hin als vielmehr auf mögliche Strukturgleichheiten und Homologien, wie sie in den Verwaltungssystemen selbst liegen – Dinge, die im Mittelmeerraum schon lange vor den Kreuzzügen existiert hatten.

Warum wir gerade im militärischen Bereich so viele Beispiele für Austausch und Übernahmen finden, scheint mir ganz einfach darauf zurückzuführen zu sein, dass jede Armee siegen will. Was liegt also nä-

her, als gerade Bewaffnungen und Taktiken sowie Truppentypen, die sich als besser und überlegen erwiesen haben, so schnell wie möglich auch einzuführen? Dass sich diese Problematik natürlich auf die Finanzierung und Rekrutierung ausweiten lässt, ist klar.

Insgesamt gesehen scheinen – unter Berücksichtigung aller möglichen Umstände – zur Zeit der Kreuzzüge eher Europäer die „Nehmenden“ gewesen zu sein. Der christliche Westen lernte im militärischen Bereich offenbar viel von den Muslimen. Andererseits dürften die verschiedenen muslimischen Armeen bereits vor den Kreuzzügen sehr viel von den besonders im militärtheoretischen Bereich versierten Byzantinern gelernt haben. Im Verlauf der Kreuzzüge war aber Byzanz eine absteigende Macht, die sich schlussendlich selbst an lateinischen und muslimischen Armeen orientieren musste, um überhaupt noch existieren zu können.



Kriegsmann und Begleiterin, um 1530, deutsche Radierung – das Krieger- und Beutepaar als logistische Dyade. Ohne Frauen keine Versorgung der frühneuzeitlichen Heere. Wo Simplicissimus Teutsch, da auch Mutter Courage. Diese Arbeitsteilung wird sich bis in die Munitionsfabriken und zum industriellen Zeitalter wiederholen.

Quelle: K. Hagemann / R. Pröve, Landknechte, Soldatenfrauen und Nationalkrieger: Militär, Krieg und Geschlechterordnung im historischen Wandel. Frankfurt a.M. 1998

LITERATUR

P. CONTAMINE, War in the Middle Ages. Oxford 1984.

A. DUCCELLIER, Byzanz. Das Reich und die Stadt. Frankfurt a. M. 1990.

P. FELDBAUER, Die islamische Welt 600–1250 – Ein Frühfall von Unterentwicklung? Wien 1995.

P. HERDE, Taktiken muslimischer Heere vom ersten Kreuzzug bis 'Ayn Djalut (1260) und ihre Einwirkung auf die Schlacht bei Tagliacozzo (1268), in: Wolf Dietrich Fischer/Jürgen Schneider (Hg.), Das Heilige Land im Mittelalter – Begegnungsraum zwischen Orient und Okzident. Neustadt an der Aisch 1982.

T. KOLLIAS, Byzantinische Waffen. Wien 1988.

Ch. MARSHALL, Warfare in the Latin East 1192–1291. Cambridge 1992.

P. MILGER, Die Kreuzzüge. Krieg im Namen Gottes. München 2000.

D. NICOLLE, Early Medieval Islamic Arms and Armour. Madrid 1976.

D. NICOLLE, Medieval Warfare Sourcebook, Bd. 1: Warfare in Western Christendom. London 1995; Bd. 2: Christian Europe and its Neighbours. London 1996.

J. M. UPTON-WARD, The Rule of the Templars. Woodbridge 1997.

J. F. VERBRUGGEN, The Art of Warfare in Western Europe during the Middle Ages from the eighth century to 1340. Woodbridge 1997 (2. Auflage).

T. WISE/G. A. EMBLETON, Armies of the Crusades. Osprey Military Men-at-Arms-Series 75. Oxford 1978.

Der Weg nach Tenochtitlan

Die Eroberung des Aztekenreichs durch „einige wenige Spanier unter Hernando Cortes“ steht am Ausgangspunkt des europäischen Fußfassens in der Neuen Welt. Selten wurde ein geschichtliches Ereignis so glorifiziert und romantisiert. Die politische Verwertung dauerte bis weit über die Blüte des spanischen Kolonialreichs an, schien doch die prinzipielle Überlegenheit europäischer Kultur über „Eingeborene“ – mögen diese gesellschaftlich-kulturell noch so hoch entwickelt gewesen sein – nie besser bewiesen als durch diese Eroberung. Für eine differenziertere Analyse war in einer Zeit, in der sich die europäischen Mächte Afrika und Asien aufteilten und die Geschichtsschreibung noch große Lektionen für die Menschheit bereit zu halten schien, kein Platz. Erst das Zeitalter der Entkolonisierung sollte den Weg für eine andere Sicht der Dinge freimachen. Jedoch, so progressiv Teile der Geschichtswissenschaft im ausgehenden 20. Jahrhundert auch sein mögen, was die spanische Landnahme in Amerika angeht, beherrschen immer noch veraltete Erklärungsmodelle die Historiographie.

Hier soll ein wenig anders verfahren werden. Am Leitfaden der Militärtechnologie beider Seiten, der Mexica wie der Spanier, soll der Wandel in der Konfrontation beschrieben werden, um damit abzuklären, ob das vorherrschende Erklärungsmodell – jenes von der militärischen Überlegenheit der Spanier – plausibel ist. Von Interesse ist dabei, inwiefern die Erfahrung der Reconquista (der Rückeroberung der Iberischen Halbinsel aus den

Händen der Araber) für die Spanier auf der Ebene der militärischen Technologie und Organisation von Vorteil war. Es wird auch zu überlegen sein, ob erhöhte Flexibilität in Taktik und Politik den wesentlichen, aber oft vernachlässigten Punkt dieses Erklärungsmodells darstellt. Hatte sich also aus der Reconquista eine Überlegenheit der Spanier ergeben, die beim Ausgreifen Spaniens in die Neue Welt von ausschlaggebender Bedeutung war? Waren also die Mexica zum Untergang verdammt, weil ihnen die Begegnung mit „dem Fremden“ fehlte und sie deshalb nicht schnell und effizient genug reagieren konnten? Diese Fragestellung ist auch insofern interessant, als sie in der Literatur durchaus unterschiedlich beantwortet wird. Betont die klassische Historiographie auch in jüngsten Werken, wie etwa Hugh (1998), noch diese Unterlegenheit, so streichen andere (Clendinnen 1981, Hassig 1999) die Adaptionsfähigkeit der Mexica hervor.

Dies leitet zum zweiten Schwerpunkt über, den eine Analyse des Verhaltens der Indigenen bilden soll. Ein Problem bildet hier zweifelsohne die Quellenlage, da auch die relativ früh entstandenen „aztekischen“ Codizes bereits spanische Deutungen aufweisen. Ziel ist es, mit den eindimensionalen Schilderungen der Indigenen als „nur-Opfer“ oder „nur-Helden“ zu brechen, die durchaus unterschiedlichen Interessen der Indigenen (etwa den Konflikt Tlaxcalla versus Tenochtitlan) herauszuarbeiten und die Veränderungen zu beschreiben, die durch das Hinzutreten eines neuen,

starken „Players“, den Spaniern, eintraten. Paradigmatisch scheint hier die Deutung des Verhaltens der Tlaxcalteken zu sein, das die Spanier als weitaus weniger überlegen erscheinen lässt, als sie die Geschichtsschreibung jahrhundertlang beschrieben hat. Anhand dessen wird klar, wie die indianischen Adeligen in Folge der spanischen Landung Machtpolitik betrieben, ihre Interessen gezielt definierten und ihr Schicksal selbst in die Hand nahmen. Das zweite populäre Erklärungsmodell sieht den Grund für den Erfolg der Conquista in der Person des spanischen Eroberers – Cortes als rationaler, kühl kalkulierender und seine Umwelt manipulierender Stratege, sozusagen die Personifizierung des „Principe“ Machiavells. Auch dieses Modell soll auf seine Gültigkeit hin getestet werden.

Verlauf der Reconquista

Um die unumgängliche Wertung und Interpretationen spanischer bzw. spanisch beeinflusster indianischer Quellen zu erleichtern, lohnt es sich, einen Blick auf die spanische Mentalität dieser Zeit zu werfen. Hier ist man primär auf eine Analyse der Lebensumstände angewiesen, denn auch in den Selbstzeugnissen dieser Zeit schlagen sich kaum individuelle Gedanken und Gefühle nieder. Europa war um 1500 kein reicher Kontinent, sondern, auch im Selbstverständnis seiner Bewohner, eher ein Kulturkreis am Rande Asiens, dessen Schätze, von Gewürzen bis zu feinem Tuch, sagenhaft schienen. Freilich stärkten kriegerische Unternehmungen – vor allem seit den Kreuzzügen – das Selbst- und Sendungsbewusstsein Europas.

Spanien darf hier als geradezu exemplarisch angesehen werden. Acht Jahrhunderte Grenzkriege im Rahmen der christlichen Reconquista begannen mit dem Aufstand unter Pelayo in Asturien gegen die Mauren und seinem Sieg in Covadonga (um 722). Um die Jahrtau-

sendwende hatten sich im christlichen Spanien fünf größere Staaten entwickelt: Das Königreich León, das auch Asturien und Galicien umfasste; Kastilien, das sich gegen Ende des 10. Jahrhunderts als unabhängige Grafschaft von León gelöst hatte und 1035 den Status eines Königreiches erlangte; das baskische Königreich Navarra, das Königreich Aragonien und die Grafschaften in Katalonien, von denen Barcelona die bedeutendste war. Ermutigt durch den politischen Zerfall von al-Andalus intensivierten die Christen im 11. Jahrhundert ihren Kampf gegen die Mauren und nahmen schließlich Toledo (1085) und Saragossa (1118) ein. Die Reconquista erhielt nochmals Auftrieb durch die militante Kreuzzugs-idee, die Anfang des 12. Jahrhunderts von Frankreich aus über die Pyrenäen nach Spanien ein- drang. Nach dem Sieg bei Las Navas de Tolosa (1212) konnte Kastilien im 13. Jahrhundert das gesamte Tal des Guadalquivir unter seine Herrschaft bringen. Gleichzeitig mit dem Fall von Córdoba 1236 stieß Jakob I. von Aragonien entlang der Mittelmeerküste nach Süden bis nach Valencia vor. Danach stagnierte die Reconquista – erst mit der Eroberung des muslimischen Granada durch Isabella I. von Kastilien und Ferdinand II. von Aragonien 1492 war die Reconquista abgeschlossen. Und mit dem endgültigen Sieg über die Mauren wurden auch die notwendigen Ressourcen für ein Ausgreifen über den Atlantik frei. Wenige Monate nach dem Fall Granadas kam es zu einer Einigung über die Finanzierung der Fahrt des Columbus.

Innovation und Mentalität an der Frontera

Während der Reconquista kam es besonders an der Frontera (arabisch: al-farantira), der gut organisierten Militärgrenze, zu einem regen kulturellen Austausch. Der Zusammenprall zwischen germanisch-

christlicher und arabisch-islamischer Kultur führte zu einem regen Geistesleben, vor allem in den Künsten und der Medizin. Auch in der Kriegstechnik kam es zu Akkulturationsprozessen, die sowohl technologisch wie auch organisatorisch einen Übergang vom Ritterheer zur neuzeitlichen Kriegsführung darstellten. Albert D. McJoynt etwa stellt hierzu fest, dass sich die Eroberung des Emirats von Granada (die immerhin rund zweihundertfünfzig Jahre dauerte), am Ende als eine höchst bedeutsame Periode in der Ausformung „moderner“ Kriegsführung zeigen sollte – besonders was die Einführung stehender Heere, die Übernahme der Feuerwafentechnik, die Entwicklung von notwendigen Logistiken zur Führung lang andauernder Kampagnen betraf (McJoynt 1995; Greenhill u. a. 1995).

In den langen Kämpfen gegen die Mauren wurde besonders die Schwäche der althergebrachten, feudalen Kavallerie offenbar. Eine Führung durch den Befehlshaber während der Schlacht war so gut wie unmöglich – ein schwerwiegender taktischer Nachteil im Falle der häufigen muslimischen Hinterhalte. Gerade in den unzugänglichen Gegenden der Frontera war man vermehrt auf kleine, schnell bewegliche und gut zu kommandierende Truppen angewiesen. Auch hier wiesen die Muslime mit ihrer leichten, in Guerillataktik agierenden und mit Armbrüsten bewaffneten Kavallerie den Weg. Die schwere Kavallerie behielt zwar ihre Rolle als „Rammbock“, gut gedrillte Infanterie und leichte Kavallerie gewannen jedoch vermehrt an Bedeutung. Zuerst primär zum Schutz der schweren Kavallerie gegen die mit Armbrüsten bewaffnete muslimische Infanterie eingesetzt, löst sie diese bald ab. Hier zeigt sich was Gottfried Liedl als „Lernen am Gegner“ bezeichnet (Liedl 1989).

Untrennbar mit der Aufwertung der Infanterie verbunden ist die Verwendung neuartiger Schusswaffen – von der Armbrust bis hin zu

ersten Handfeuerwaffen. Die einzige Alternative dazu wäre der englische Langbogen gewesen – dieser hätte aber eine langjährige Ausbildung erfordert, ja geradezu eine spezifische Lebensweise, die unter den Bedingungen des „Wettrüstens“ an der Frontera nicht zu bewältigen war. Die Mauren zeigten vor, wie das Prinzip der Ausrüstung mit Handwaffen – ob Armbrust oder Arkebuse – es ermöglichte, große Infanterieeinheiten kostengünstig und rasch aufzustellen.

Möglich wurde die rasche Durchsetzung neuer Technologien und Taktiken allerdings erst durch eine von der ständigen Kriegserfahrung an der Frontera geprägte Mentalität. Anderswo sträubten sich professionelle Kriegerkasten gegen den „unehrenhaften“ Kampf auf Distanz. Diese Kampfweise schien feige, entsprach dem neuen Trend zur Kriegslust, war darüber hinaus laut und schmutzig. Die Kontrahenten an der Frontera befanden sich jedoch in einer Phase stetigen militärischen Experimentierens, einer Zähmung des Adels, aber auch einer Einbindung des Bürgertums in die Armeen – eine Innovation, die man übrigens auch auf der „maurischen“ Seite beobachten kann (von wo sie womöglich sogar ihren Ausgang nahm). Die Bürger akzeptierten bereitwillig die neue Feuerwafentechnik – die Masse der Arkebuser, Kanoniere, Artilleristen, Feuerwerker etc. rekrutierte sich weder aus Adel noch aus bäuerlichen Schichten, sondern aus dem Bürgertum. Diese Soldaten lernten ihr Kriegshandwerk in den städtischen Milizen, fern von den Ehrbe-griffen und den Ressentiments der Rittergesellschaft.

Ideologien und Parallelen auf dem Weg von der Reconquista zur Conquista

Ambitionierte Projekte, wie das erste Ausgreifen der Spanier in den Atlantik, die Eroberung und Besiedlung der Kanarischen Inseln, der

Madeira-Gruppe und der Azoren während des 14. Jahrhunderts, wurden durch diese Änderungen von Staat und Heeresstruktur während der Reconquista möglich. Vor allem



Belagerung von Tenochtitlan (1521), Der erste Sturm auf die Stadt im Salzsee scheitert. Die weitgehend aus mit Lehm verschmierten Holz- und Zweigwerkpaneelen errichtete Aztekenstadt wird für die Spanier und ihre indianischen Verbündeten zur Falle. Durch die Häusermauern brechen die Verteidiger zum Überraschungsangriff hervor und machen die verstreuten Angreifer Gruppchen für Gruppchen nieder. Einstürzende Gebäude werden zum Kampfmittel. Dem Tlaxcala-Adeligen im Vordergrund fällt ein spanisches Schwert – Geschenk seiner Verbündeten – aus der Hand. Im Mauerspalt und auf der Brüstung zwei Bogenschützen mit den wattierten Textilpanzern, die auch gern von den Konquistadoren verwendet wurden. Was die Azteken hier liefern, ist eine „Nicht-Schlacht“ – Gegenteil von dem, was die Europäer meist suchten: eine Entscheidungsschlacht mit dem Feldheer. Cortes wird lernen und konzentrisch Haus auf Haus niederreißen müssen, bis er zum großen Tempel vordringt, wo einst die Feinde Tenochtitlan feierlich geopfert wurden. Jetzt ist es die Stadt selbst. Quelle: Aztec Warrior AD 1325–1521, Osprey Military Nr. 32

aber war es der politische Erfolg – die territoriale Vergrößerung und Vereinheitlichung am Ende des 15. Jahrhunderts –, der Spanien hier einen Startvorteil verschaffte. Stadtstaaten oder Kleinststaaten, so potent sie auch in finanzieller Hinsicht gewesen sein mögen, wären der Verteidigung neuer, transatlantischer Territorien sowie der Sicherung der gewaltigen Schifffahrtsrouten des 15. Jahrhunderts nicht mehr gewachsen gewesen. Durch das Zusammenwachsen von Kastilien und Aragon entwickelte Spanien als Vorläufer der europäischen Entwicklung eine vorzeitige Variante des absolutistischen Nationalstaates. Den Katholischen Königen gelang es in relativ kurzer Zeit, den Hochadel einigermaßen zu zähmen, ihn um seine Gefolgschaft zu bringen, die Usurpierung von Kronland rückgängig zu machen, sowie städtische Milizen und ein stehendes Heer zu bilden, das die militärischen Kompetenzen des Adels einschränkte.

Dieser Wandel brachte viele „Hidalgos“ – mehr oder weniger kleine Adelige – um genau die Positionen

und Funktionen, die ihnen die kastilische Monarchie während des Kampfes gegen die Mauren zugestanden hatte. Mit dem Fehlen neu zu erobernder Gebiete in Europa waren sie aber nicht nur um ihre Zukunftschancen gebracht, vielen von ihnen drohte schlicht der Ruin. Denn abgesehen von der Beamtenlaufbahn hatten die einzigen Aufstiegschancen niederer Adelliger traditioneller Weise in der Teilnahme an einem erfolgreichen Eroberungsfeldzug (mit möglichst reicher Beute) gelegen. Da kamen die neuen Entdeckungen keinen Augenblick zu früh. Mit dem Überschreiten des Atlantiks taten sich wiederum Chancen auf, im Kampf Reichtum zu erwerben und sozial aufzusteigen. Und noch etwas. Schon zuvor hatten die Fronterakleinkriege, die Raubzüge und Scharmützel auch einer sozialen Funktion gedient: das, was man „Hassenergie“ nennen könnte, regelmäßig auszuleben. Die langjährigen Kriege hatten die Gewaltbereitschaft in Spanien hochgeschraubt. Oder, wie sehr treffend festgestellt wurde: „Es war eine Berufssoldateska, die ihre unbegrenzten und unbegrenzten Träume vom märchenhaften Aufstieg in den Kampf trug. Durchtrieben und glänzend, hinterhältig, arglistig und brutal verfolgte sie ihr Ziel“ (Beck 1992).

Unter diesem Gesichtspunkt kann man von der Conquista getrost als von einem neuen „Ventil“ für die gefährlich angestauten adeligen und bäuerlichen Energien sprechen. Und die Krone? Diese erhoffte sich aus den Entdeckungsfahrten nicht nur innenpolitische Ruhe, sondern auch eine wesentliche Steigerung ihrer Einnahmen, die mithelfen sollten, den stetig wachsenden Finanzbedarf abzudecken. So gesehen wurde Amerika fast zur logischen Fortsetzung Granadas.

Vielleicht noch wesentlicher für Akklimatisierung und die Bewertung von Chancen und Risiken waren die in der Karibik gesammelten Erfah-

rungen anderthalb Jahrzehnte vor der Eroberung Mexikos. Die Tatsache, dass Kolumbus auf seiner Reise zuerst auf die Inseln der Karibik zu fuhr, und dass dort in der Folge ohne militärische Probleme Stützpunkte geschaffen werden konnten, muss man – aus der Perspektive der Spanier – als einen außerordentlichen strategischen Glücksfall werten.

Nicht zu unterschätzen sind jedoch auch metaphysische Motive, die hier nur angeschnitten werden sollen. Der Dominikanerpater und Professor zu Valladolid, Matias de Paz, entwickelte ein Exodus-Landnahme-Paradigma, das die Christen, als Nachfolger der Israeliten, im Kampf gegen Ungläubige rechtfertigte. Spanien betrachtete sich als von Gott ausersehen, das Evangelium zu verbreiten und ein Reich göttlichen Friedens herbeizuführen. Ein weiterer Antrieb war die Idee des Ausgleichs für durch die Reformation eingetretenen Verluste der katholischen Kirche. Mit der Vertreibung der Juden und wenig später der Muslime aus Kastilien und Aragon wurden auch letzte Reste religiöser Toleranz beseitigt. Der Sieg über Granada festigte Züge eines religiösen und kulturellen „Autismus“. Abweichungen von der reinen, katholischen Lehre wurden fortan von der Inquisition verfolgt – in Europa wie auch in der Neuen Welt, wo die Götter der Ureinwohner für Verkörperungen desselben Satans gehalten wurden, der den rechten Glauben in Europa bedrohte. Überhaupt findet der „Faktor Brutalität“ als für den europäischen Sonderweg bedeutsames Phänomen in der neueren Historiographie vermehrt Beachtung. Pogrome, Ketzer- und Hexenverfolgung, allgemeine Strafrechtsverschärfungen sowie die Intensivierung militärischer Konflikte hätten demnach andere gesellschaftliche Veränderungen in den Schatten gestellt. Manche sehen diese zunehmende Brutalisierung der inner- und intergesellschaftlichen Beziehungen des 14. und 15. Jahrhunderts geradezu

als verhaltensprägendes Moment der „Neuzeit“ (Boris 1991).

Wie wenig abgeschlossen andersseits das „Mittelalter“ in den Köpfen war, ließe sich nicht allzu schwierig aus der ungemeinen Faszination ableiten, welche die Ritterromane immer noch auf die spanische Gesellschaft dieser Zeit ausübten – ein zunehmender Realitätsverlust, der die Brutalität noch gefördert haben mag. Unter diesem Aspekt könnte Miguel de Cervantes diese Problematik – den tragischen Kontrast zwischen hartem Alltag und eigentlich überholten Mythen – in seinem Don Quixote tatsächlich thematisiert haben. Ja man ist so weit gegangen, die relative Isolation Spaniens vom Rest Europas der Präsenz tiefer, unbekannter Gewässer (der Nähe des Atlantiks) und der Vermischung mit der arabischen Kultur (als einem der Gründe für den spanischen Hang zur Mystik) zuzuschreiben (Bodmer 1994). Man mag über die Ursprünge dieses Hangs zum Mythos spekulieren, die Auswirkungen sind historisch belegt. So griff nicht nur Bernal Diaz auf das Vokabular dieser Romane zurück, um die neue Welt zu beschreiben, auch andere Autoren sind stets auf der Suche nach Analogien zwischen dem Unbekannten und den fantastischen Schilderungen der Romane. Mehr als eine Expedition machte sich auf zur Suche nach den Quellen der ewigen Jugend oder dem sagenhaften Goldland Eldorado.

Quellenkritik

Was Cortes betrifft, so ließen ihn eher sein skrupelloser Aufstiegsdrang und seine Gier nach Gold zum prototypischen Conquistador werden denn die romantische Suche nach mittelalterlichen Mythen. Cortes ist hier sicher kein Einzelfall, in der Regel mussten die Conquistadoren ihre Unternehmungen selbst finanzieren und somit Ausschau nach unmittelbarer Rendite halten. Eine allzu pingelige Obrigkeit brauchte man dabei nicht zu

fürchten, man agierte im gesetzefreien Raum quasi als „Principe“ im Sinne Machiavellis. Dieser Raum musste jedoch eloquent verteidigt werden. Cortes' Berichte an Karl V. sind daher in ihrer Rechtfertigungswirkung nur vergleichbar mit Caesars „Bellum Gallicum“.

Cortes' Briefe bilden jedoch keine Ausnahme, vielmehr muss hinter jedem Dokument dieser Zeit ein handfester Zweck vermutet werden, meist eine Sicherung von Titeln, Rechten oder Ansprüchen. Auch der damals bereits betagte Bernal Diaz del Castillo hat mit seiner Geschichte der Eroberung Mexikos eher eine Heldengeschichte verfasst als einen zuverlässigen Bericht der Ereignisse. Er erzählt in den 212 Kapiteln seiner Chronik insbesondere von der Eroberung Mexikos durch die Truppen des Cortés (Kap. LXXXCI–CLVI) sowie von den übrigen Erkundungsfahrten, Kämpfen, Märschen, „Befriedungen“ (*pacificaciones*) und Siedlungsgründungen, an denen der Autor von 1514 bis 1568 als Soldat bzw. Augenzeuge selbst beteiligt war. Schon damals muss die Interpretation der Ereignisse umstritten gewesen sein. Immerhin nennt Diaz sein Werk „wahrhafte Geschichte“, durchaus zu verstehen im Sinne einer Kritik an den bereits erschienen Briefen Cortes' an Karl V. und der von Lopez de Gomara verfassten Biographie Cortes'. Handfeste politische Motive, wie die Schaffung einer Argumentationshilfe gegen die ausufernden Ansprüche der Krone, sind allerdings auch bei Bernal Diaz anzunehmen. Dennoch geht aus der Häufigkeit, mit der die meisten Historiker aus Diaz' Bericht zitieren, hervor, dass er als noch vertrauenswürdigste spanische Quelle gesehen wird. Gewarnt wird in der neueren und neuesten Literatur allerdings auch davor, indianischen Quellen zu sehr zu vertrauen, denn auch diese enthielten fragliche ex post-Interpretationen und Schuldzuweisungen – zum Beispiel die Behauptung, letztendlich sei nur Montezumas Ängstlichkeit und Zögern (dies aufgrund

negativer Omen) als Ursache der Niederlage anzusehen.

Hauptquelle des Kampfes um Tenochtitlan aus indianischer Sicht ist das zwölfte Buch des Codex Florentino. Dieser Codex, basierend auf Auskünften Überlebender, wurde um 1550 vom Franziskanerpater Bernardino de Sahagún zusammengestellt. Sahagún griff dabei auf die Hilfe junger, adeliger Indianer zurück, die zum Christentum konvertiert und im Priesterseminar erzogen worden waren. In den Stadtstaaten Tepapulco, Tlateloco und Tenochtitlan wurden Informationen zu Ritualen, Philosophie, sozialer Organisation und dem Kalender zusammengetragen. Tlateloco, der „Juniorpartner“ Tenochtitlans, war hierbei überrepräsentiert, was die sehr negative Beurteilung Montezumas in ein anderes Licht rückt. Die Annahme, Montezuma hätte Cortes für den zurückkehrenden Gott Quetzalcoatl gehalten, ist eine dieser relativ leicht zu widerlegenden ex post-Deutungen. Cortes selbst berichtet interessanterweise, dass Montezuma beim ersten Treffen Quetzalcoatl mit keinem Wort erwähnte. Wahr ist, dass Cortes im aztekischen Jahr „1 Rohr“ eintraf, dem Geburtsjahr des Gottes und gleichzeitig dem Jahr der prophezeiten Wiederkehr. Was die jungen Adligen Tlatelocos nicht wissen konnten, war, dass Montezuma schon davor Kunde von der Ankunft Fremder erhalten hatte. Die Expedition Grijalvas erreichte Veracruz 1518, also ein Jahr vor Cortes, und wurde dort von aztekischen Gesandten begrüßt. Dieses Jahr 1518, das aztekische „13 Hase“, hatte aber keinerlei negative Bedeutung für die Azteken. Und dennoch hatte Montezuma schon damals umfangreiche Maßnahmen ergriffen, um die Kunde von den Fremden nicht über den inneren Beraterzirkel hinaus bekannt werden zu lassen! Man sieht schon – mit der „abergläubischen“ Haltung des Aztekenherrschers konvergiert solche „Voraussicht“ weit weniger als mit „staatsmännischer“ Rationalität.

Die ex post erfolgte Deutung von Motiven und Hintergründen ist also zumindest mit Vorsicht zu behandeln. Letztlich konfrontiert das Quellenproblem den Historiker mit einigen Kernfragen dieser Wissenschaft; mit der Frage nach dem Verständnis anderer Kulturen, nach dem Abwägen widersprüchlicher Aussagen und Erzählweisen, aber auch nach der Problematik der Einbeziehung der vielen Schweigenden, die uns keine Aufzeichnungen hinterlassen haben. Je nachdem wie man diese Fragen für sich löst, fallen die Antworten auf die Frage nach den Gründen des spanischen Erfolgs aus.

Eine kurze Ereignisgeschichte

Man kann die Ereignisse um die Eroberung Tenochtitlans in zwei Phasen einteilen. Die spanische Landung in Yucatan 1519; der erstaunlich hohe Verlust von 35 Mann im Kampf gegen die Maya bei Potochan; die Weiterfahrt, erneute Landung und Gründung der Stadt Vera Cruz als Schachzug zur Absicherung von Cortes' Befehlsgewalt; Cortes' Missachtung der Befehle des kubanischen Gouverneurs Velázquez durch den Marsch ins Landesinnere mit 300 Spaniern, 50 Kriegeren und 200 Trägern der Küstenindianer; die verlustreichen Auseinandersetzungen und das darauf folgende Bündnis mit den Tlaxcalteken; das Massaker in Cholula; der Einmarsch in Tenochtitlan; die Gefangennahme Montezumas und die sechsmonatige Herrschaft über die Stadt; die Ankunft einer 800 Mann starken spanischen Expedition unter Narvaez, die Cortes gefangen nehmen sollte, ihre Niederlage und die Eingliederung in Cortes' Truppe; das von Alvarado befehligte Massaker an 8.000 unbewaffneten, adeligen, aztekischen Feiern in Tenochtitlan und der darauf folgende Aufstand; die Rückkehr Cortes', die Ermordung Montezumas während des Aufstands und die Vertreibung der Spanier und ihrer Alliierten aus Tenochtitlan. Diese unter dem Titel

Noche Triste in die Geschichte eingegangenen Ereignisse, die 860 Spanier und mehr als 1.000 Tlaxcalteken das Leben kosteten, stellen das Ende der ersten Phase dar.

In der zweiten Phase ziehen sich die schwer angeschlagenen Spanier, die nahezu sämtliche Geschütze und viele Pferde verloren haben, nach Tlaxcalla zurück. Danach erfolgt die Aushebung neuer Truppen, die Schmiedung neuer Allianzen; der Ausbruch der Pockenepidemie, an der auch der neue aztekische König Cuitlahua stirbt; der Bau von 13 Brigantinen zum Vorstoß gegen kleinere, am See gelegene Städte; der erneute Zug gegen Tenochtitlan mit 700 spanischen Fußsoldaten, 86 Reitern, 118 Armbrust- und Arkebuserschützen und etwa 75.000 indianischen Verbündeten; der Beginn der Belagerung Tenochtitlans im Mai 1521. Nach heftigen Kämpfen auf den Dämmen, der Vernichtung des Aquädukts und der folgenden Verwüstung der Stadt erfolgte die Kapitulation Mitte August 1521.

Waren die Erfolge der Spanier militärisch fundiert?

Die Ereignisse und ihr Ausgang sind bekannt. Relevanter ist die Frage nach dem Warum und Wie, den Hintergründen und Ursachen – erst das macht eine Analyse spannend.

Ross Hassig (1999) fasst kurz und prägnant eine Reihe der in den Quellen und der Literatur zu lesenden Erklärungen zusammen:

- Die Azteken glaubten, die Spanier seien zurückkehrende Götter bzw. Cortes der Gott Quetzalcoatl.
- Spanische Waffen und Taktik hätten den Ausschlag gegeben.
- Cortes' Führernatur und taktisches Genie seien der Grund für den Erfolg gewesen.
- Die Konfrontation mit den Spaniern hätte zu einer Art psychologischen Kollaps' der Azteken geführt.
- Die betont rituelle aztekische Kriegsführung sei der spanischen unterlegen gewesen.

- Die spanische Kultur, Religion und Psyche sei jener der Azteken überlegen gewesen.
- Das aztekische Herrschaftssystem war zu schwach, um Druck von außen standzuhalten.
- Die von den Spaniern eingeschleppten Pocken hätten den Widerstand gebrochen.
- Effizientere, oft manipulative Kommunikation der Europäer hätte ebenso den Ausschlag gegeben wie die Schriftlichkeit.

Nachdem einige, mit der unkritischen Betrachtung von Quellen zu erklärende Thesen bereits weiter oben angeschnitten wurden, soll in der Folge auf andere populäre Erklärungsmodelle eingegangen werden.

Die waffentechnische Überlegenheit der Spanier gilt gemeinhin als einer der wichtigsten Gründe für ihren militärischen Erfolg. Dieses Bild bedarf zumindestens hinsichtlich der Schusswaffen einer Korrektur, denn Cortes führte lediglich 30 Arkebusen mit sich. Realistische Abschätzungen, wie effektiv diese Waffen waren, findet man in der Literatur kaum. Die Angaben der Chronisten sind leider nicht präzise genug, um den technischen Typus der verwendeten Waffen exakt feststellen zu lassen, doch kann man ihre Effektivität anhand von in Europa eingesetzten Waffen dieser Zeit nachvollziehen. Um sie abfeuern zu können, musste eine Reihe komplexer Operationen ausgeführt werden: das Gewehr musste von der Gabel genommen werden, die Lunte ergriffen, die Zündpfanne gereinigt und danach mit Zündkraut versehen werden, dann Schwarzpulver, Dämmmaterial und Kugel in den Lauf gestopft und mit dem Ladestock zusammengesprengt werden. Hierauf musste die Lunte durch Blasen zum Glühen gebracht und in den vorher gespannten Mechanismus gesteckt werden. Mit den weiterentwickelten Modellen des Dreißigjährigen Krieges konnten die Söldner, nach monatelangem härtesten Drill, im Optimalfall alle 30 Sekunden einen Schuss abfeuern. Doch etwa einer

von sechs Schüssen zündete nicht und nach einigen Schüssen reduzierten die Schwarzpulverablagerungen im Lauf das Tempo erheblich. Realistischer ist es daher, eine Kadenz von einem Schuss alle zwei Minuten unter Schlachtfeldbedingungen anzunehmen. Während des komplizierten Ladevorgangs waren die Schützen extrem verwundbar, daher konnte man die volle Stärke der ersten Handfeuerwaffen nur im defensiven Stellungskampf oder in einer durch Pikenträger geschützten Formation, dem Tercio, ausspielen.

Die wenigen Arkebusiere unter Cortes scheinen freilich so manchen Nachteil wettgemacht zu haben, indem sie ihre Waffen in einer Art Scharfschützertaktik gegen Anführer und besonders gegen reich geschmückte Veteranen der aztekischen „Adler“- und „Ozelot“-Kriegerorden einsetzten. Dieser Verlust an erfahrenen Kämpfern, die oft noch gar nicht zum Einsatz gekommen waren, musste drastische Auswirkungen auf Kampfkraft und Psyche der Verteidiger Tenochtitlans gehabt haben – auch weil sie oft als Standartenträger fungierten und damit der Hauptstreitmacht den Weg wiesen.

Im Arsenal von Cortes' Expedition waren zu Beginn des Landmarsches auch zehn großkalibrige bronzene und einige kleinere Geschütze zu finden, die im Laufe der folgenden beiden Jahre auf 70 große und kleine Geschütze aufgestockt wurden. Wegen der in den Quellen beschriebenen hohen Feuerkraft kann man annehmen, dass Hinterlader, bei denen vorgefertigte Papierkartuschen den mühsamen Ladevorgang abkürzten, zum Einsatz gekommen sind. Latent war das Transportproblem der Geschütze nicht nur wegen des Gewichts, sondern auch wegen der Empfindlichkeit des Schwarzpulvers. Einerseits war es unter allen Umständen trocken zu halten, andererseits war auch unter optimalen Bedingungen nur eine begrenzte Lagerungszeit gegeben. Zu-

mindest das Problem der Unbeweglichkeit konnten die Spanier, sobald sie den See um Tenochtitlan erreicht hatten, lösen: durch den Bau von Booten. Trotzdem – die spanischen Luntenschlossgewehre und Geschütze können kaum als kriegsentscheidend angesehen werden. Sämtliche Berichte belegen, dass sich die Azteken bald angewöhnt hatten, Schussknall und Rauch nicht zu beachten und stattdessen in Deckung zu gehen oder der Schusslinie auszuweichen. Damit darf die überheblich wirkende These von der „verheerenden psychologischen Wirkung der Schusswaffen auf Eingeborene“ ad acta gelegt werden. Bis zum Auftauchen mehrschüssiger Repetiergewehre konnten Handfeuerwaffen und einige wenige Geschütze alleine eine deutliche zahlenmäßige Überlegenheit des Gegners kaum wettmachen. Noch im Jahr 1879 fügten nur mit Hieb- und Stichwaffen bewaffnete, zahlenmäßig jedoch weit überlegene Zulus einer britischen Armee beim Berg Isandlwana eine vernichtende Niederlage zu. Darüber hinaus hat gegen Ende der Schlacht um Tenochtitlan ein akuter Mangel an Schwarzpulver bestanden, der die Spanier an den Einsatz von Katapulten statt Kanonen denken ließ. Thomas Hughes Darstellung der *Noche Triste* geht ebenfalls in diese Richtung: „Gewiß, die Kastilier brauchten ihre Lombarden und Feldschlangen nicht mehr genau auf ein Ziel ausrichten, denn sie konnten sicher sein, wohin sie auch schossen, in eine Gruppe von Mexica zu treffen. Doch hatte dies keinen nachhaltigen Effekt, denn wenngleich jeder Schuß vermutlich zehn oder auch zwanzig Mexica dahinraffte, wurden die Lücken sofort aufgefüllt. Die überlegene Waffentechnik fiel bei den Straßenkämpfen nicht ins Gewicht.“ (Hugh 1998)

Schwerter, sowohl des kürzeren, doppelschneidigen Typs, der primär als Hiebwaffe konstruiert war, wie auch längere Modelle stellten die Hauptwaffe der Conquistadoren dar. Zahlreiche Fechtbücher dieser Zeit

Das Nahe und das Ferne (I.) ...

In der Ferne sah man sich nicht gezwungen, am ritterlichen „comment“ festzuhalten. Zur Demoralisierung der Verteidiger wurden abgeschnittene Türkenköpfe in die Stadt Nikäa katapultiert (frz. Handschrift, 12. Jahrhundert)



*In der Ferne, keine angel-sächsische Rechtssprechung und kein „Gentlemen's Agreement“
Nachdem indische Soldaten unter britischen Offizieren (vor allem Sikhs u. nepalesische Gurkha-Einheiten) die „Meuterei“ (Great Mutiny) von 1857/58 niedergeschlagen hatten, wurden die Massaker der Aufständischen an englischen Frauen und Kindern durch „blow-away“ gerächt (zeitgenössisches Gemälde)*

(Quelle: Hans Dollinger, Schwarzbuch der Weltgeschichte)



belegen die ausgefeilten Techniken, die damals in Europa gelehrt wurden. Nicht nur der Kampf Schwert gegen Schwert wurde unterrichtet, sondern auch Methoden, andere Waffen zu parieren. Es muss den spanischen Soldaten also leicht gefallen sein, sich auf die mit kurzen Obsidianklingen besetzten Holzschwörter (*macuahuitl*) und Lanzen (*tepoztopilli*) der Azteken einzustellen. Diese hingegen konnten trotz hoher Professionalität und Tapferkeit den enormen Nachteil, über keine Stahlwaffen zu verfügen, nicht ohne weiteres durch kleine Änderungen in der Technik wettmachen. Oft zerbarsten die aztekischen Waffen einfach nach kurzem Kampf an den stählernen Schwertern und Rüstungen.

Ein Indiz für die Bestürzung der Azteken über die Stahlwaffen (und die Grausamkeit ihrer Benützer) mag auch der detaillierte Bericht aus dem Codex Florentinus über das Massaker 1520 sein. Nicht zuletzt der aztekische Einsatz von Beuteschwertern als Lanzen lässt darauf schließen, dass sie die spanischen Schwerter als ihren eigenen Waffen überlegen ansahen. So erpicht waren die Azteken auf metallenes Kriegswerkzeug, dass sie selbst kastilische Sicheln im Kampf einsetzten.– Man hat ins Treffen geführt, die aztekischen Waffen seien bei geschickter Handhabung durchaus in der Lage gewesen, ein Pferd zu köpfen. Von der Konstruktion her waren sie jedoch so gebaut, dass man dem Gegner primär oberflächliche, leichte Verwundungen zufügen konnte (um ihn dann gefangen nehmen zu können). Der Zweikampf unter gleichwertigen Kriegern galt als höchstes Ideal und sollte ja nicht mit dem Tod eines der Kontrahenten enden, sondern mit dessen Gefangennahme (und späterer Opferung). Ein Beleg dafür ist das Verhältnis der in einer Schlacht verwundeten zu den gefallenen Spaniern – letztere Zahl überwiegt nur in der *Noche Triste*.

Die stählernen Rüstungen sind ein anderer Grund für die relativ geringe Zahl an Toten. Viele Spanier

erkannten aber bald, dass die gesteppten Baumwollkampfanzüge der Indianer (*ichcahuipilli*) ihnen allen nötigen Schutz gegen die Obsidianklingen boten, in der Hitze bequemer waren und gerade Arkebuseren und Armbrustschützen weitaus mehr Bewegungsfreiheit boten. Bereits am Weg nach Tenochtitlan tauschten sie daher ihre Stahlrüstungen gegen diese Baumwollrüstungen. Ihre stählernen Helme gaben sie jedoch nicht auf. Mit diesem Schutz gegen Kopfverletzungen hatten die Spanier sicherlich einen großen Vorteil im Nahkampf – besonders da die aztekischen Krieger trainiert waren, einen tödlichen Schlag gegen den Kopf auszuführen. Die Azteken hatten es nun mit Gegnern zu tun, die sich einerseits mit jenen Baumwollpanzern schützten, die gegen ihre Lieblingswaffe Macuahuitl entwickelt worden waren, und andererseits gegen Treffer am Kopf wesentlich besser geschützt waren als die eigenen Krieger.

Die Kriegshunde der Spanier wurden von den Indigenen ihrer Wildheit wegen mit Jaguaren verglichen und scheinen sich außerordentlich bewährt zu haben. Ein völlig unbekanntes, zumindest ganz zu Beginn vielleicht noch angsteinflößendes Element der spanischen Kriegsführung stellten Pferde für die Indianer dar. Doch schon die Tlaxcalteken töteten im Kampf zwei Pferde und verwundeten drei weitere. Diese Verluste wogen umso schwerer, als während des gesamten Feldzugs ein Mangel an Pferden bestand, da die Expedition ursprünglich mit nur 13 Tieren gestartet war. Die Körper der getöteten Tiere wurden durch Tlaxcala getragen, man nahm ihnen also den Nimbus unsterblicher, göttlicher Wesen. Die Azteken erwiesen sich ebenfalls als erstaunlich flexibel und als Kämpfer durchaus gleichwertig. So sollen einzelne Krieger todesmutig die Lanzen der Reiter ergriffen haben, ein anderer schlug sich gar gegen drei Reiter so wacker, dass einige

Armbrustschüsse nötig waren, um ihn schließlich zu Fall zu bringen.– Dennoch waren die Pferde in heiklen Situationen entscheidend – Reiter konnten Wachposten oder eine feindliche Vorhut überrumpeln und erzielten Siege gegen zahlenmäßig weit überlegene Fußtruppen. Grund war die aztekische Taktik, in losen Formationen zu kämpfen und stets frontal anzugreifen, was extrem verwundbar gegen Angriffe der spanischen Reiterei machte.

Obwohl auf Seiten der Azteken versucht wurde, die Effizienz der Reiterei zu minimieren, fand keine wirkliche tiefgreifende Änderung der Kampftaktik statt. Als großes Problem für die aztekischen Krieger stellte sich heraus, dass dichtgedrängte Formationen zwar Pferden besser trotzen konnten, dann aber zur leichten Beute für die spanische Artillerie wurden. Der vorge-täuschte Rückzug, eine Lieblings-finte der Azteken, wurde nun dahingehend adaptiert, dass man sich in urbanes Gebiet zurückzog, um sich im Schutz vor Pferden und Kanonen neu zu formatieren. Den Azteken war den Kampf in Städten zwar fremd, doch sie adaptieren ihre Taktik bemerkenswert schnell. Vereinzelt wurde auch versucht, im Schutz der Nacht zu operieren. Statt neue Offensivtaktiken zu entwerfen, was ein fundamentales Umdenken der aztekischen Berufssoldaten erfordert hätte, wurden meist defensive technologische Lösungen, wie mit Pfeilen gespickte Fallgruben und gezielte Flutungen einzelner Areale, erdacht und improvisiert. Pferde wurden auf den schmalen Dämmen von den Seiten angegriffen, Barrikaden gegen das Kanonenfeuer errichtet und Versuche unternommen, erbeutete spanische Armbrüste zu bedienen. Als diese Versuche scheiterten, zwang man spanische Gefangene, damit auf die eigenen Leute zu schießen.

Zwar konnten die Azteken so den Effekt spanischer Waffen minimieren, aufheben konnten sie ihn nicht. Schusswaffen, Schwerter und Rei-

tereien waren dennoch nicht so effektiv, dass einige hundert Spanier alleine damit eine ungleich größere Übermacht überwältigen hätten können. Schon in den Auseinandersetzungen mit den Tlaxcalteken zeigte sich, dass die Spanier aufgrund ihrer geringen Zahl stets in der Defensive waren. Ein Beteiligter, dem durch den Einsatz dieser Waffen in einer konkreten Situation das Leben gerettet wurde, mag dies anders sehen, im Großen und Ganzen muss die These von der „Eroberung allein mittels überlegener Waffen“ als isoliert dastehende Erklärung zurückgewiesen werden.

Interessanterweise gelang es den Chichimeken, einer im Norden Mexikos gelegenen Nomadenkultur, bald nach dem Fall von Tenochtitlan das Pferd als Reittier zu übernehmen. Diese „primitive Kultur“ integrierte die neue „Technologie“ rasch in Lebensweise und Taktik, konnte so ihren Aktionsradius erhöhen und dadurch den Spaniern noch jahrzehntelang trotzen.

Herrschaftssystem und militärische Stärke

Nach Ross Hassig gibt es im Prinzip zwei Möglichkeiten, ein Reich zu organisieren. Die eine, die Einrichtung einer Territorialherrschaft, sei mit der Ersetzung lokaler Herrscher und dem Bau von Garnisonen verbunden. Diese Möglichkeit würde zwar hohen Ertrag und große politische Kontrolle garantieren, verursache jedoch hohe administrative Kosten und limitiere die Expansionsmöglichkeit durch fixe Truppenstützpunkte. Diesen Weg ging das Inkareich. Die Ausgangslage Tenochtitlans und Cuzcos war zwar sehr ähnlich, denn in beiden Fällen ging die Reichsgründung von einem einzelnen Dorf aus, das sich Mitte des 15. Jahrhunderts dazu anschickte, weite Teile Mesoamerikas bzw. der Andenregion zu dominieren. Beide Reiche verfügten auch über enorme Einnahmen aus den eroberten Gebieten. Im Inkareich versuchte man

jedoch vom administrativen und kulturellen Zentrum Cuzco aus das gesamte Staatsgebiet zu „entwickeln“. Truppenstützpunkte, Versorgungslager und Verkehrswege wurden angelegt, Siedler ausgesandt und Lebensmittel je nach Bedarf und Region „umverteilt“. Auch das Heer war gesamtandinisch angelegt: Offiziere und Elitetruppen waren inkaischer Herkunft, die Rekruten kamen allerdings aus allen Teilen des Andenraums.

Im Gegensatz dazu absorbierte Tenochtitlan den allergrößten Anteil an Tributen und wirtschaftlichen Gütern. Dies führte einerseits zur Entwicklung einer pulsierenden Handelsmetropole mit enormem Bevölkerungswachstum, das Umland andererseits profitierte kaum davon. Eine staatliche Verteilung von Gütern oder Integration anderer Stadtstaaten fand nicht statt. Meist wurde auch wenig an den Strukturen im eroberten Gebiet geändert, denn man erwartete durch eine Ausdehnung des Reiches vor allem eine Vergrößerung des Tributs, keine Grenzsicherheit. Diese sah man eher durch die Vermeidung von fixen Militärgarnisonen gegeben, wodurch so viele Krieger für Feldzüge frei wurden, dass in der Regel eine deutliche Übermacht gegen rebellische Staaten gesichert war. Fixe aztekische Truppenstützpunkte befanden sich nur an der umkämpften Grenze zu den Tarasken. Vom Krieg war Tenochtitlan jedoch in viel drastischerem Ausmaß als Cuzco betroffen. Sehr viele Einwohner waren professionelle Elitekrieger, darüber hinaus hatten aufgrund des homogenen Charakters des Heeres nahezu sämtliche Männer Heeresdienst zu leisten. Herrschte Krieg, kam das öffentliche Leben Tenochtitlans praktisch zum Stillstand. Deshalb gingen mesoamerikanische Armeen dieser Zeit praktisch nur im Winter in die Offensive, wenn nach erfolgreicher Ernte der Nachschub gesichert und die Regenzeit vorüber war. Möglich, dass deshalb die Azteken die inmitten der Erntesaison eintreffen-

Das Nahe und das Ferne (II.) ...

Das Nahe und das Ferne, der kleine Unterschied reicht! Katholische Truppen unter Herzog Guise machen eine hugenottische Gemeinde beim Gottesdienst in Vassy (1562) nieder – Welche Messe ist Paris wert? (Ausschnitt eines zeitgenössischen Stiches)



So nah und doch so fern? – Klassenkampf Paris im Juni 1848 – gefangene Rebellen werden durch die Stadt geführt. Rund 5.000 Aufständische – meist „Lumpen- und Arbeiterproletariat“ – werden abgeschlachtet oder in Massenexekutionen hingerichtet. In der dt. Satirezeitschrift „Simplissimus“ wird einmal zu lesen stehen: „Es sind immer die gleichen Gewehre – nur die Opfer ändern sich.“ (zeitgenössischer Kupferstich)

(Quelle: Hans Dollinger, Schwarzbuch der Weltgeschichte)



den Spanier auch nicht als „Armee“ ansahen und ihnen in Tenochtitlan Einlass gewährten, anstatt sie in geräumiger Entfernung zum Kampf zu fordern. Die Spanier erwiesen sich in der Folge als schwer zu berechnender Gegner – sie hielten sich weder permanent in einem Stadtstaat auf, den man angreifen konnte, noch folgten sie der mesoamerikanischen Konvention vom Frieden zur Erntezeit. Im Gegensatz dazu wurden die festen Siedlungen und Felder zu bevorzugten Angriffszielen der Spanier. Zur Vernichtung der Felder und damit der Versorgungsgrundlage der großen Bevölkerung rund um den See reichte es schon aus, ausgiebig Pferde darin weiden zu lassen.

Ein anderer Nachteil dieser losen Herrschaftsform über die dominierten Gebiete war, dass sie auf persönlichen Beziehungen – entweder Freundschaft oder militärischer Einschüchterung – basierte. Jeder neue aztekische Herrscher musste sofort zur Reichskonsolidierung antreten, da bei einem Wechsel an der Staatsspitze Rebellion und Wechsel der Allianzen üblich waren. Diese Konsolidierung war aber seit dem Eintreffen der Spanier ungemein erschwert. In dem von Alvarado befohlenen Massaker (dem Auslöser der *Noche Triste*) kamen mehrere Thronanwärter und große Militärführer um, darüber hinaus bestand mit dem spanisch-tlaxcaltekischen Bündnis für die Tributpflichtigen erstmals eine echte Alternative zum dominierenden Dreistädtebund Tenochtitlans. Die Indianer der Küstengebiete lehnten sich mit erstaunlicher Vehemenz auf, andere Völker stellten ihre Tributzahlungen ein. In dieser Krise wurden die diplomatischen Vorstöße des neugewählten Aztekeherrschers Cuauhtémoc von den Tributpflichtigen ebenso als Schwäche ausgelegt wie die wegen der anstehenden Ernte notwendige Reduzierung der lokalen Schutztruppen. Und mit jedem Gebiet, das während des Jahres 1521 freiwillig oder unfreiwillig auf die Seite der Spanier wechselte, ließ auch die Offensiv-

kraft der aztekischen Armee nach. Die Versorgung der bis zu 200.000 Mann starken Armee mit Nachschub en route war üblicherweise Gelegenheit für lokale Herrscher gewesen, ihre Loyalität unter Beweis zu stellen. Bis zum Eintreffen der Spanier stellte dieses System, mit dem man zugleich überwältigende militärische Stärke gegenüber wankelmütigen Bündnispartnern demonstrieren konnte, eine deutliche Überlegenheit her. Egal wie der Krieg ausging, auch auf dem Rückmarsch war die Versorgung sichergestellt.

Die Tlaxcalteken hingegen sollen bei Feldzügen aus dem Land gelebt haben – was die Ausgeplünderten dem aztekischen Gegner in die Arme trieb und einen Rückmarsch, vielleicht noch nach verlorener Schlacht, schwierig und gefährlich machte. Vielleicht war dies der Grund, dass Tlaxcala in den Jahren vor der spanischen Landung zunehmend an Boden verlor und jederzeit mit dem entscheidenden Schlag der Azteken rechnen musste. Tlaxcala war im Grunde weniger ein Staat als eine Militärallianz von etwa 200, durch die Azteken bedrängten kleineren Städten. Diese Städte waren einst eine Handelsmacht gewesen, nunmehr aber durch einen aztekischen Boykott von essenziellen Ressourcen wie Baumwolle und Salz abgetrennt. Diesem „Underdog“-Status ist vermutlich die Loyalität gegenüber den Spaniern ebenso zuzuschreiben wie der in etlichen Gräueltaten zum Ausdruck kommende Hass auf die Azteken und ihre Verbündeten. Im Gegensatz zu den Azteken trachteten die Tlaxcalteken nicht danach, Gefangene zu machen oder Frauen und Kinder zu schonen. Isoliert und ausgeschlossen von der Großmachtspolitik der Azteken lehnten sie auch deren Konventionen ab. Sehr viel weiter führt die Frage, warum Cortes, der ja angeblich das Bündnis mit den Tlaxcalteken dominierte, Gräueltaten wie „Bluträusche“, Verstümmelungen, Kannibalismus oder

Menschenopfer nicht verhindern konnte.

Eine Umdeutung der Conquista

Hans Jürgen Prien (1995) meint ganz richtig, Cortes sei in Unkenntnis geographischer und politischer Gegebenheiten ins Landesinnere vorgestoßen. Anders als sein Vorbild Iulius Caesar konnte Cortes nicht auf eine durch jahrelange politische Kontakte und Handelsbeziehungen ermöglichte Analyse der politischen Verhältnisse zurückgreifen. Auch Ross Hassig sieht ein Informationsdefizit, das Cortes abhängig von seinen Verbündeten machte. Das führt uns zum entscheidenden Punkt.

Durch eine Umdeutung der spanisch-indianischen Berichte lässt sich nämlich die These von der militärischen Überlegenheit der Spanier zurechtrücken. Richtig ist, dass die Spanier zu Beginn ihrer Expedition durch die Effektivität ihrer Waffen überlebten. Jedoch waren sie aufgrund ihrer geringen Anzahl stets in der Defensive, ja in den Auseinandersetzungen mit den Tlaxcalteken am Rande der Auslöschung. Zu zwei Toten kamen bereits nach der ersten Schlacht mit der tlaxcaltekischen Hauptstreitmacht 60 teils schwer Verwundete sowie Verwundungen sämtlicher Pferde. Einige Männer erlagen wenig später den Verletzungen, Erschöpfung oder tropischem Fieber, was die Zahl der Verluste seit dem Auszug aus Kuba auf 45 anwachsen ließ. Viele fragten sich, wie wohl die aztekischen Krieger ihnen zusetzen würden, wenn schon die Tlaxcalteken so exzellente Kämpfer waren. Bereits hier entschieden nicht Heldenmut und Schläue der Spanier – diese waren extrem demoralisiert – über Gedeih oder Verderb der Expedition, sondern allein die Tlaxcalteken. Sie hatten etliche Schlachten mit den Azteken gefochten und waren oft besiegt worden – zum Teil mit wesentlich größeren Verlusten an Kriegern und militärischen Führern als es gegen die Spanier der Fall war. Warum also

sollten sie sich nach nur zwei Schlachten gegen Cortes' Männer geschlagen geben? Da es allein an den Tlaxcalteken lag, die Angriffe einzustellen und ein Friedensangebot zu machen, ist Cortes' Behauptung, er hätte die Tlaxcalteken erst unterworfen und dann zu Vasallen der Krone gemacht, schlichtweg lächerlich. Ohne Zweifel – die häufig in der Literatur zu findende Erklärung, Cortes hätte die Tlaxcalteken mittels Terror gefügig gemacht, hat nicht viel Glaubwürdigkeit für sich. Das Abschneiden von Ohren und Nasen der tlaxcaltekischen Gesandten mag barbarisch gewesen sein; ein Stamm, der das zeremonielle Häuten betrieb, subsummierte dies wohl unter „üblicher Grausamkeit des Feindes“. Im Gegenteil, noch in derselben Nacht erfolgte einer der in Mesoamerika so raren Nachtangriffe durch tlaxcaltekische Krieger. Andererseits: obwohl der spanische Widerstand immer defensiver wurde, wurden die Angriffe plötzlich eingestellt.

Eine plausible Erklärung wird wohl die folgende sein. Die Tlaxcalteken hatten spanische Waffen und Taktik in diesen Auseinandersetzungen „getestet“ und dadurch den Wert der Spanier erkannt. Das Ziel mesoamerikanischer Kriegsführung war die Durchbrechung der feindlichen Linien und das Aufrollen des Gegners von den Flanken her – was extrem schwierig war, wenn die Kontrahenten gleiche Waffen besaßen und eine ähnliche Vorgehensweise anwandten. Die Spanier wiederum konnten regelmäßig mittels Pferden und Schusswaffen durchbrechen, waren jedoch zu wenige, um nach erfolgreichem Durchbruch nachzusetzen. Der militärische Wert einer Kombination von spanischen Waffen – zur Durchbrechung der feindlichen Linien – mit einer großen Zahl an tlaxcaltekischen Kriegern musste jenen gewieften Kriegern einleuchten – und richtig, diese Kombination stellte sich als beinahe unschlagbar heraus. Thomas Hugh (1998) beschreibt die

Mentalität der Tlaxcalteken in einer späteren Phase des Feldzugs sehr bildlich: „Die Aussicht die Mexica zu vernichten, berauschte sie geradezu. Aufgrund ihrer früheren Abmachung mit Cortes sahen sie in diesem Konflikt vermutlich den großen Krieg gegen die Mexica, für den es ihnen gelungen war, sich der Hilfe einiger geschickter Waffentechniker zu versichern, die man nach dem Sieg noch immer loswerden und samt ihrer Heiligen Jungfrau und ihrem heiligen Christopherus nach Hause schicken konnte.“

Ebenso hat es ganz den Anschein, als hätten die Tlaxcalteken Cortes manipuliert, als sie Gerüchte lancierten, welche die Spanier zum Vorgehen gegen den Adel des Stadtstaates Cholula motivierten. Cortes zufolge soll es sich um einen Erstschlag gegen eine Rebellion gehandelt haben, was aber wenig glaubhaft ist. Die aztekische Armee von 20.000 Mann, mit deren Hilfe Cholula die Spanier angeblich überwältigen wollte, existierte nie – sie wurde auch später in keiner Quelle erwähnt. Inmitten der Erntesaison hätten die Azteken niemals eine so große Truppe innerhalb der drei Tage vom Eintreffen der Spanier in Cholula bis zur Kunde des angeblichen Vorrückens der Armee aufstellen und in Marsch setzen können. Die Tlaxcalteken dagegen hatten handfeste Gründe, die Spanier zu motivieren. Zum einen konnten sie so ihre Bündnistreue testen und sie in irreversible Opposition zu Tenochtitlan bringen. Zum anderen sahen sie die Chance, durch die Ermordung des aztekenfreundlichen Adels einen kürzlich erfolgten Allianzwechsel Cholulas rückgängig zu machen. Cortes konnte natürlich nichts davon wissen, dass es bei dem Massaker um einen indianischen Coup zur Machtergreifung eines pro-Tlaxcala eingestellten Herrschers ging. Selbst wenn man Cortes für ein strategisches Genie hält, wird man kaum annehmen können, dass er über die politische Orientierung sämtlicher indianischer Stadtstaaten informiert war.

Aber bleiben wir noch bei der Schutzbehauptung des Hernan Cortes – der niederschlagenden „Rebellion“. Ein interessanter Nebenaspekt ist nämlich die rechtliche Situation. Die Einwohner Cholulas waren schlichtweg gar nicht in der Lage, „gegen die spanische Krone zu rebellieren“ – sie hatten einen Eid, der sie an besagte Krone gebunden hätte, nie abgelegt. Das weiß der Conquistador natürlich. Deshalb bedient er sich eines ziemlich platten, jedenfalls sehr sophistischen Arguments und rechtfertigt die gesamte Aktion später mittels einer Analogie – so hätte auch Alfonso XI. dem Papst gegenüber gemeint, dass die Königreiche Afrikas „kraft unseres königlichen Rechts“ zu Spanien gehörten. Somit seien alle unabhängigen, nichtchristlichen Völker als Rebellen zu betrachten.

Eine weitere Episode weist in dieselbe Richtung, nämlich die Wahl des Weges nach Tenochtitlan. Zwei Routen standen zur Wahl, einer davon führte an Tetzcoco vorbei, der andere an Chalco. Cortes meint später, er hätte den Weg nach Chalco gewählt, da auf dem anderen ein aztekischer Hinterhalt gelauert hätte. Interessanterweise ist der Weg nach Chalco ungleich gefährlicher, da wesentlich besser für einen Hinterhalt geeignet. Darüber hinaus ist die Strecke nach Tenochtitlan weiter. Plausibel ist, dass hier wiederum die Tlaxcalteken den Ausschlag gaben, und zwar gemäß einem Kalkül, das sich nach den Endpunkten der Routen richtete und weniger nach den Gefahren unterwegs – denn in Tetzcoco regierte ein sehr azteken-freundlicher Herrscher, während man in Chalco mit Unterstützung rechnen konnte.

Auch der Einzug in Tenochtitlan, angesichts der Einwohnerzahl von 200.000 eine an und für sich wahnwitzige Tat, erscheint in diesem Licht eher als Handlung eines Getriebenen denn als Entscheidung eines großen Strategen. Diese Demonstration spanischer Furchtlosigkeit und spanischen Selbstver-

trauens war wohl notwendig, um die indianischen Alliierten bei der Stange zu halten. Nach der *Noche Triste*, der Flucht der Spanier aus Tenochtitlan, waren es wieder die Tlaxcalteken, die über das Schicksal der dezimierten, verletzten und entmutigten Conquistadoren entschieden. Zwar waren sie enttäuscht über die Niederlage, doch der Wert spanischer Waffen und Taktik war für sie noch immer gegeben. Der Metallschmelzer Antonio Benavides meinte, dass ohne Hilfe Tlaxcalas „kein Spanier den Mexica entkommen wäre, denn es gab keinen anderen Ort an dem man uns Zuflucht gewährt hätte“. Diese Loyalität hatte jedoch einen Preis. Im Prozess gegen Cortes tauchten Hinweise auf, wie prekär die Situation für die Spanier war und wie sehr die indianischen Verbündeten nun den Ton angaben. Die Gefahr einer Erhebung der Tlaxcalteken hätte bestanden, wenn die Spanier nicht mehreren Bedingungen zugestimmt hätten: als nächstes Angriffsziel wurde Tepeaca festgelegt, die Beute sei gerecht zu teilen, für den Fall des Sieges wolle Tlaxcala eine Garnison in Tenochtitlan. Cortes stimmte ohne zu zögern zu. Thomas Hugh meint, die Tlaxcalteken hätten in den Feldzügen rund um den See gegen aztekische Alliierte immer wieder die Rolle des „Jago“ gespielt. Nichts von all dem macht Cortes zum Prototyp eines kalkulierenden, rationalen Strategen, der gegenüber seinen Gegnern wie Verbündeten immer weit voraus plant.

Viele der folgenden „Eroberungen“ waren vor allem Wechsel in den Allianzsystemen. Jeder indigene Herrscher hatte Rivalen im eigenen Adel und je nachdem, wer die Oberhand gewann, entschied, ob man auf Seiten der Azteken oder ihrer Gegner kämpfte. Etliche Adelige nutzten die instabile politische Situation zur Machtübernahme. Wiederum waren es die Indianer, nicht die Spanier, die Gelegenheiten erkannten und wahrnahmen. Die Machtübernahme eines aztekenfeind-

lichen Herrschers in Tetzcoco erleichterte die Operationen gegen Tenochtitlan ungemein, diente die Stadt doch fortan als zentral gelegene Basis. Auch in den entscheidenden Kämpfen auf dem See und den Dämmen wurden die in der Literatur oft als so kriegsentscheidend dargestellten spanischen Brigantinen von tausenden indianischen Kanus unterstützt – in Analogie zur Rollenaufteilung an Land. In den finalen Kämpfen um Tenochtitlan machten die Spanier jedenfalls nur ein Prozent der Streitmacht aus.

Manipulierte Machiavellisten

Ziehen wir das Resümee. Der Wert, den die technologischen und organisatorischen Veränderungen des Militärwesens während der Reconquista für das Ausgreifen in die Neue Welt hatten, kann gar nicht hoch genug eingeschätzt werden. Die Frontera prägte die Mentalität eines Glücksrittertums niederer Adelliger ebenso wie eine neue Soldatenklasse von ausdauernden, flexiblen Nahkämpfern, die es gewohnt waren, in kleinen Gruppen zu operieren – bedacht darauf, jeden Vorteil, den ihnen etwa neue Waffentechnologien boten, skrupellos zu nutzen.

Diese Waffentechnologie hat zweifelsohne den Sieg über Tenochtitlan erst möglich gemacht – allerdings nur, weil Indianer ihr Potenzial erkannten und nutzten, um ihre eigene militärische Effektivität zu steigern. Die Spanier schrieben sich zwar den Löwenanteil am Erfolg zu, waren jedoch nur das sichtbarste, weniger das wichtigste Element. Im Gegenteil. Die Anfangsphase der Conquista war keine Auseinandersetzung zwischen Azteken und Spaniern, sondern viel eher eine zwischen Azteken und unterschiedlichen indianischen Gruppen Mesoamerikas, die Cortes' Truppe, vor allem jedoch deren Waffen für ihre eigenen Ziele einsetzten. Cortes selbst mag diese Manipulation durchschaut haben oder nicht – jedenfalls versuchte er alles, um die

wenig schmeichelhafte Rolle als Getriebener in jene des stets die Kontrolle behaltenden Strategen umzuwandeln. Als Machtpolitiker, die ihre Interessen klar zu definieren verstanden und Chancen gezielt wahrnahmen, als ihr Schicksal

selbst in die Hand Nehmende, standen die indianischen Adeligen den Spaniern jedenfalls in nichts nach. Erst Cortes' Nachfolger erwiesen sich ihnen in der langfristig angelegten Machtpolitik überlegen, indem sie geschickt die vielen Sieger

der Schlacht um Tenochtitlan gegeneinander auspielten und langsam, dafür aber umso fundamentaler das politische, ökonomische, religiöse und soziale Leben Mexicos umgestalteten.

LITERATUR

T. BECK u.a. (Hg.), *Kolumbus' Erben. Europäische Expansion und überseeische Ethnien im ersten Kolonialzeitalter 1415–1815*. Darmstadt 1992.

B. P. BODMER, *The Armature of Conquest*. Stanford 1994.

D. BORIS, *Warum die Indianer nicht Europa entdeckten*, in: Peter Wahl (Hg.), *Warum Montezuma nicht Europa entdeckt hat*. Köln 1991, 13–54.

I. CLENDINNEN, *Aztecs. An Interpretation*. Cambridge 1991.

F. EDELMAYER/M. GRANDNER/B. HAUSBERGER (HG.), *Die neue Welt. Süd- und Nordamerika in ihrer kolonialen Epoche (= Edition Weltregionen 3)*. Wien 2001.

P. FELDBAUER/G. LIEDL/J. MORRISSEY (Hg.), *Vom Mittelmeer zum Atlantik. Die mittelalterlichen Anfänge der europäischen Expansion (= Querschnitte 6)* Wien 2001.

Th. HUGH, *Die Eroberung Mexicos. Cortés und Montezuma*. Frankfurt a. M. 1998.

R. HASSIG, *War, Politics and the Conquest of Mexico*, in: Jeremy Black (Hg.), *War in the Early Modern World*. London 1999, 207–235.

G. LIEDL, *Die Geburt der Moderne aus dem Geist der Gewalt*, in: *Beiträge zur historischen Sozialkunde* 1989/1, 49–54.

A. D. McJOYNT, *Vorwort zu: William H. Prescott, The Art of War in Spain. The Conquest of Granada 1481–1492*. 1995.

H. J. PRIEN, *Hernan Cortes' Rechtfertigung seiner Eroberung Mexikos und der spanischen Conquista Amerikas*, in: *Zeitschrift für Historische Forschung* 22/1995, 71–93.

Krieg und militärische Akkulturation

Seit der Wende vom Mittelalter zur Neuzeit hat Europa weltweit seine Präsenz erhöht. Rund um den Globus erkundeten nordatlantische Seemächte in immer größerem Umfang und mit steigender Intensität Länder und die für sie fremden Völker und Kulturen. Alle Erdteile werden dabei für die Weltöffentlichkeit entdeckt, und es sind in erster Linie Europäer, welche die Kontinente immer enger verknüpfen. Eine Bedeutungszunahme des Westens im Zentrum dieser globalen Erstvernetzung ist unübersehbar. Nicht nur Europas Handel, seine gewerbliche Produktion und transkontinentale Politik, auch seine Kriegsmacht ist am Ende der Neuzeit dominant geworden. Die erste, zweite und alle folgenden Industrialisierungswellen zeigen Wirkung – insbesondere für das Kriegshandwerk: Militärische Hardware (technisch-logistische Ausrüstung) bzw. Software (Training und Ausbildung) westlicher Provenienz wurden bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts zum Weltstandard und klaren Vorbild für alle anderen Staaten. Lang genug hat man als Historiker auf dieses eindeutige Bild, worin freilich immer noch Lücken und Ausnahmen geblieben sind, warten müssen. Nach Übersee schifften sich Kolumbus und seine Begleiter nämlich weder mit überlegenen, unwiderstehlichen Waffen ein noch taten sie dies mit einem alles überragenden Kriegsethos oder Kampfstil. Viele seiner Nachfolger segelten ihm ohne sichtbaren Erfolg hinterher, reüsierten weder im Handel noch politisch, noch in ihrer Eigenschaft als

Möchtegern-Kolonialisten – oft konnten sie nicht einmal richtig Fuß fassen, geschweige denn als Eroberer siegreich „in goldene Städte einmarschieren“. Im Kielwasser der Expansion folgten gleichermaßen Triumph wie Niederlage und gerade im militärischen Bereich blieb die Situation für geraume Zeit uneindeutig. Das mag überraschen, denn kriegerische Gewalt gilt als erstes Argument von Eroberung und Expansion. Für den Erfolg westlicher Kolonialmächte musste dieser Faktor zwangsläufig von größter Wichtigkeit sein.

A) Zur Ausweitung der europäischen Kampfzone in Übersee – Notizen zur europäischen Expansion in Übersee unter militärischen Gesichtspunkten

Militärische Überlegenheit ist nicht nur erstes, sondern mitunter letztes Argument in der Begegnung von großen und kleinen Gesellschaften. Krieg und Kampf waren ebenso häufig Zeichen erster Kulturkontakte wie Abschluss und Ende von Akkulturation. In der überseeischen Begegnung des Westens mit dem „Rest der Welt“ lassen sich anschaulich alle Schattierungen für diese Behauptung finden.

So blieb den Portugiesen, Spaniern, Franzosen, Italienern, Engländern, Niederländern und Russen oft nichts anderes übrig, als die militärische Unantastbarkeit weiter Regionen zur Kenntnis zu nehmen, oder sie mussten sich auf ein ausgedehntes, interaktives Kriegsspiel mit schweren Verlusten einlassen.

Was nutzte schon die Überlegenheit ihrer Linienschiffe auf hoher See (des großen Kanonensegelbootes mit Breitseite, eine spezifische europäische Entwicklung des 17. Jahrhunderts), wenn einfach die Häfen und Anlegestellen verweigert wurden? Die Küsten Japans, Chinas und anderer Länder blieben verbotene Gestade. Selbst nach erfolgreicher Landung fanden indigene Völker und Reichsorganisationen schnell heraus, mit wem sie es bei den Neuankömmlingen zu tun bekommen hatten. Das neugierige Beobachten beiderseits fand vom Strand weg statt. Blieb den Einheimischen genug Zeit, konnten sie sich auf den neuen Spieler einstellen und lieferten einen hartnäckigen Abwehrkampf bis in unsere Tage. Ließen ihnen dann noch die von Europäern ausgelösten Seuchenzüge beziehungsweise die ihnen folgende demographische Walze der Einwanderung aus dem Westen genug Zeit, Raum und Menschen, so setzte sich die Akkulturation unvermindert fort. Für die gesamte Neuzeit und speziell für die ersten kolonialen Brückenköpfe – Machtpunktierungen mit Küstenforts und dergleichen – muss festgehalten und betont werden, dass es eher die „Eroberer“ waren, die gezwungen wurden, sich anzupassen und auf Zeit zu spielen. Ja selbst die spektakulären Eroberungen von imperialen Machtzentren, wie Tenochtitlán oder Cuzco, waren nicht der Abschluss von Pazifizierung, sondern bloßer Auftakt dazu. Ein gleichermaßen mühsamer wie brutaler Weg, mit überraschenden Konstellationen und Interaktionen von allen Seiten. Hier einige Testfälle und Beispiele, die zeitlich und geographisch Fortsetzung und Erweiterung der vorstehenden Arbeiten sind.

Die „Pferderevolution“ im Norden und Süden der Amerikas

Erstes Beispiel: Chile. – Bis Mitte des 17. Jahrhunderts kostete der „wilde Süden“ des Vizekönigtums Perú/

Generalkapitanat Chile ca. 20.000 spanische Soldaten das Leben. Nach dem Fall Cuzcos rückten die Spanier immer weiter in die vom Inkaperium hierarchisch organisierten Gebiete vor. Doch an den Mapuche, den „Menschen der Erde“, eines nicht vom Inkakosmos berührten Teilstammes der Araucanos, scheiterte die Unterwerfung. Im Wesentlichen schützten tribale Strukturen wie anderswo auch vor schneller Eroberung und verzögerten sie hier sogar bis in die Tage des Diktators Pinochet. Die Spanier versuchten zuerst alle Rezepte anzuwenden, die sie aus der bisherigen Erfahrung im Umgang mit den Völkern der Amerikas gewonnen hatten. Sie rekrutierten Einheimische unter spanischem Kommando (*ethnic soldiering*) und mischten Konquistadoren aus aller Herren Länder dazu. In klassischer Vorgangsweise richteten sie für die weitere Eroberung des Mapuche-Landes Stützpunkte (*presidios*) als befestigte Militär- und Versorgungsbasen ein. Der Widerstand der Mapuche dagegen organisierte sich um einen „Big Man“, einem Kriegshäuptling (*toqui*), der selbst vorher mit anderen den Gegner und seine Stärken über Jahre, als Scout getarnt, ausspioniert hatte. Aufgrund der dabei gewonnenen Erkenntnisse verweigerte er der spanischen Feldarmee die offene Feldschlacht und zwang den Konquistadoren ihre eigene Trumpfkarte, den Guerilla-Kampf in kleinen Trupps, auf. Auch profitierten die Mapuche von spanischen Überläufern, die es vorzogen, unter den „Wilden“ zu leben und als kundige Renegaten die Seiten gewechselt hatten.

Bevor die Spanier kamen, kämpften die Araucanos noch wie fast alle anderen amerikanischen Völker zu Fuß und in agonaler Ordnung – nicht in Formation: „Jeder trat auf seine Art und Weise in die Schlacht ein und verließ das Schlachtfeld nach eigenem Gutdünken.“ Nach kurzem Schock der Erstbegegnung reagierten die Mapuche prompt, entwendeten den Spaniern Pferde, lern-

ten Reiten und begannen eine auf ihre Bedürfnisse abgestimmte Pferdezucht. „Ihre Kavallerie ist die beste, die man kennt. Die Reiter, von denen sie viele und ausgezeichnete besitzen, sind sehr stark und gut und brüsten sich damit, dass sie schon seit ihrer Kindheit zu Pferde reiten können (...)“, so ein weiteres zeitgenössisches Zitat von spanischer Seite. Sogar neuartige Anti-Kavalleriewaffen, wie Lassos auf Fangstangen (wie beim Hundefänger) oder „Schädelbrecher“ (*rompecabezas*), die man gegen das Pferd selbst einsetzte, wurden entwickelt. Veteranen europäischer und kolonialer Kriege mussten gegen einen immer selbstbewusster operierenden Gegner vorrücken. Die Mapuche stellten sich jetzt sogar dem Feind in größeren Gefechten und gingen in geschlossener, sich gegenseitig deckender Formation vor – ja, wendeten überdies eroberte spanische Kanonen gegen ihre früheren Besitzer. Die Spanier wurden mit ihrem taktischen Spiegelbild konfrontiert, das sie selbst noch durch die Übernahme von Ausrüstungselementen des Gegners (Schleudern, Textilpanzer u.a.) verstärkten.

Im Jahre 1602 – also nach 50 Jahren – musste der neue Gouverneur Chiles, Don Alonso de Ribera, eingestehen, dass ein militärischer Sieg nur durch ein neu überdachtes Strategiebündel zu erreichen sei: durch „verdeckte Kriegsführung“ mit Scheinrückzug nach Art der Mapuche selbst, durch reformiertes Training der Soldaten, angepasst an die Kunst des „kleinen Krieges“ (eine „hit-and-run-Taktik“), durch Intensivierung der Mis-



„Clash of Civilization“, engl. Kupferstich 17./18. Jahrhundert. Wille und Vorstellung im kriegerischen Streit: der großgewachsene Edle Wilde und seine Attribute (Waffen, Nacktheit, Riesenzwuchs) gegen den weißen Eroberer (Feuerwaffen, Bekleidung, Zivilisation) Quelle: I.K. Steele, *Warpaths: invasions of North America*. New York 1994

sionstätigkeiten, durch kommerzielle Unterhöhlung mittels Sklavenfang und Verschleppung der Mapuche, durch gezielten Verkauf von Alkohol und in perfiden „Waffenstillständen“, wie dem von 1641, die immer wieder gebrochen wurden. Der Ethnozid nahm seinen Lauf, er mutierte zu einem Abnutzungskrieg der langen Dauer, der nur einen Gewinner haben konnte.

Zweites Beispiel: die Prärien in Nordamerika. – Ausgewilderte Pferde der Prärie werden die Lebensweise der Menschen dort komplett umkrepeln. Statt irdene Töpferwaren – unzerbrechliche Lederbeutel, statt Hütten – Zelte, statt Kampf zu Fuß – Kavalleriegefecht. Der Umgang der nordamerikanischen Prärieindianer mit den „Mustangs“ spanischer Herkunft wurde binnen weniger Generationen zur sprichwörtlichen Meisterschaft gebracht. Das Pferd regiert die Welt dieser „modernen“ Reiterkrieger und der Büffel nährt sie. Hochmobil wie ihre Lebensweise wird ihr Jagdkampf zur Pferd. Ihr ziviles Lager ist zugleich Militärlager. Bis heute werden die Niederlagen, welche die Kavallerietruppen Washingtons in den Indianerkriegen erleiden mussten, in West Point, der wichtigsten US-Kriegsakademie, als Anschauungsmaterial verwendet. Little Big Horn und General Custer ist nur das prominenteste Beispiel.

Und die Wälder? Was im 19. und 20. Jahrhundert mit den Indianerreservaten im Westen enden sollte, begann in den Wäldern und an den Küsten des Ostens unter ganz anderen Bedingungen. Was sich wieder gleicht, ist die rasche Reaktionszeit beider Seiten – die der Neusiedler und der Indigenen –, worin sie sich auf geänderte Situationen des Gegenübers einstellen. „Du sollst vom Feind lernen, solange es zu Dir passt“, so könnte man die Umstände beschreiben – mit einem Wort: „retro-fitting“. Eine neuartige Waffe bzw. Taktik wird erfolgreich in altbewährte Kampfstrukturen eingepasst. Taktisch wurden die Eigen-

schaften, wurde die Nützlichkeit der eingetauschten Musketen von den Amerindianern sofort wahrgenommen. Die im Vergleich zum Bogen gestrecktere Projektilflughahn der Feuerwaffen war vorteilhaft für die Jagd und den Kampf, der von seiner Grundstruktur her aufgelöste Nahkampf ohne engere Formation blieb dabei erhalten. Die Waffe und ihr Potenzial ist „verstanden“ worden und konnte – so lange die Technik nicht zu kompliziert wurde – sogar von dorfeigenen Spezialisten repariert werden. Um an mehr Waffen, Schießpulver und andere Handelswaren zu gelangen, spielten verschiedene Stämme ihre weißen Bündnispartner geschickt gegeneinander aus. Die Indigenen bieten sich dabei vor allem als militärische Verbündete an. Und in der langen Epoche zwischen dem Zeitpunkt, als die spanische Dominanz in Europa endete und der Zeit, wo auch die französischen Hegemonialbestrebungen in die Schranken gewiesen waren, nutzten ehemals unbedeutende Stämme sehr geschickt ihre Chancen, wie sie sich aus den Machtkämpfen europäischer Kolonisten ergaben.

Die Kriegführung während des späten 17. bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts erforderte in den Waldzonen des Ostens eine andere Kampfweise, als es die Europäer gewohnt waren. Durch die Arbeitsteilung von Truppenkörpern unterschiedlicher Militärtradition etablierte sich eine Zwittertaktik. Zur Illustrierung mag das Schicksal einer britischen Expeditionsarmee herangezogen werden (allgemein zu Nordamerika: Steele 1994). Ein Heereszug mit zwei iro-britischen Regimentern, der sich 1755 auf das französische Fort Duquesne im heutigen US-Bundesstaat Delaware zubewegte, wurde auf dem Marsch abgefangen und in einen mustergültigen Hinterhalt gelockt. Die regulären franco-kanadischen Truppen aus Quebec und Montreal schlossen ein Tal mit ihren feuernden Schützen-Linien nach Art absolutistischer Ar-

meen ab, sie stoppten den Vormarsch. Und während die Briten immer wieder gegen diesen menschlichen Prellbock anrannten, wurden sie durch die amerindianischen Verbündeten der Franzosen mit gezielten Schüssen von den Flanken her aufgerieben – „keeping rank and firing platoons“ (die traditionelle Ordnung vorrevolutionärer Armeen) bedeutete angesichts der aufgelösten Ordnung der Amerindianer für die Briten quasi das Todesurteil auf Raten. – Reguläre und irreguläre Kampfweisen mischten sich nicht nur hier erfolgreich. Die Europäer passten sich mit eigenen Waldläufern, Rangern und Plänklern an: „The art of War is much changed and improved here. I suppose by the end of the summer it will have undergone a total Revolution (...) The Highlanders have put on breeches ... Swords and sashes are degraded, and many have taken up the hatchet and wear Tomahawks“, so der Situationsbericht eines britischen Offiziers aus 1758.

Widerstand der besonderen Art in Afrika und Asien

Südliches Afrika. – Zur Erinnerung: Bis 1876 (Berliner Konferenz) waren noch 90 Prozent des afrikanischen Kontinents in den Händen indigener Afrikaner, inklusive seiner arabo-islamischen Mittelmeer-Anrainerstaaten. Weiße Siedlungskolonien wie in den Amerikas finden sich zuerst und ausschließlich – sieht man vom Algerien unter Napoleon III. ab – im Süden des schwarzen Kontinents.

Entlang der Atlantikküste Afrikas wurden die Europäer – ähnlich wie in Mittel- oder Südamerika – zuerst Teil von afrikanischen Heeren ihrer Verbündeten. Im heutigen Kongo und in Angola integrierte man Portugiesen als schwere Stoßtruppen und machte sie zum harten Kern der Kriegshaufen. Da das Klima für Pferde tödlich war, dominierte hier eine lockere Kampfstruktur in aufgelöster Zweikampfordnung („hand-

to-hand-fighting“). Dem fliehenden Gegner wurde nachgesetzt, während die portugiesischen oder anderen weißen Verbündeten bei diesen Hetzjagden zurückblieben. Solche Komposit-Armeen konnten sich im Größen-Verhältnis von 300 „Portugiesen“ zu 9.000 angolanischen Imbari-Kriegern bewegen. Mit den für diesen Kampfstil gut sozialisierbaren „kalten“ Waffen – wie Schwertern, Hellebarden usw. – wurden die ersten eigenen Stützpunkttruppen der Portugiesen zu im Grunde afrikanischen Ensembles unter europäischer Führung. „If Africans were reluctant to accept European weapons, Europeans were remarkable quick to accept African tactics and organization“ (Vandervoort 1998). Zur Beunruhigung der Krone Lissabons „schluckte“ Afrika viele Portugiesen auf immer. Für diese Akkulturation/Assimilierung existierte sogar ein eigener Terminus verächtlichen Tonfalls: *cafralisar* – „zum Kaffer werden“.

Dramatisch wirkte sich der massenhafte Import von Feuerwaffen im Tausch gegen Sklaven aus. Richtige Schießpulver-Imperien wie das der Ashanti stiegen in der Hackordnung westafrikanischer Ethnien auf, führten Kriege für den Sklavenfang, dem sich die Nachbarvölker wiederum mit eigener Aufrüstung entgegenstellten. Die bisher üblichen Stammesfehden, die als „Nebenprodukt“ auch Kriegsgefangene abwarfen, wandelten sich zu richtiggehenden „Sklavenfangkriegen“, „involving tens of thousands of combatants moving considerable distances and campaigning over months“ – so J. E. Inikori über die grundlegend neue und ganz und gar autonome schwarzafrikanische Situation. Denn um an die begehrten Feuerwaffen zu gelangen, hatte sich der Kontinent selbst versklavt! Die Europäer fragten nach, die Mächtigen Schwarzafrikas lieferten. Das moralische Problem der Sklaverei hatte zwei Seiten. Aber wäre es auch anders gegangen?

Das Beispiel der Zulus. Die Zulus, ein ehemals unbedeutender Stamm

unter den Nguni-Völkern, vollzog unter Führung zweier Häuptlinge und warlords eine autonome militärische Revolution. Nicht mehr lockerer Agonalkampf, sondern gezielter Massivvorstoß wurde zur Militärdoktrin. Statt dem üblichen Wurfespeer wurde ein kürzerer Stoßassegai (= iKlwa) eingeführt, der als Konsequenz eine dichte Schlachtordnung mit sich brachte. Die Truppen griffen jetzt wie die Gewalthaufen der europäischen Neuzeit mit ihren Stangenwaffen in geschlossener Formation und mit der Wucht einer Phalanx an (in so genannten „Büffelhörnern“). Aus allen Teilen des Militärreiches wurden dazu junge Männer in Altersregimentern zusammengezogen, kaserniert und im Verband trainiert. Ergebnis war eine der besten Infanterietruppen, die jemals aufgestellt wurden und die mit ihrer legendären Mobilität ohne(!) Schusswaffen der bestens ausgerüsteten britischen Expeditionsarmee bei Isandlwana (1879) eine spektakuläre Niederlage bereiteten. Nebenher verstärkte die Militärreform auch einst weniger strikte patriarchalische Strukturen und änderte die Sozialorganisation zu einem „schwarzen Sparta“ mit einer Kinder-Krieger-Ältesten-Ordnung mit akzentuierter Frauenunterordnung. Auf Dauer konnte aber damit dem steigenden Siedlerdruck der Buren und den rohstoffgierigen Briten nicht Einhalt geboten werden. Ihre Kriegertradition half den Zulus aber zu überleben und im heutigen Südafrika eine überproportional wichtige Rolle im politischen Leben einzunehmen.

Zwei Schießpulverrevolutionen außerhalb Europas

Zum Beispiel Japan. 1543 sind den Japanern durch Portugiesen erste Handfeuerwaffen vermittelt worden. Schon 1549 standen sie in größeren Stückzahlen im Kampf um die Neuordnung des Inselreiches in Verwendung. Am bemerkenswertesten dabei ist die Aufstellung von reinen Musketereinheiten, welche dis-

zipliniert und auf Kommando geschlossene Salven abfeuern konnten. In der wichtigen Schlacht von Nagashino (1575) ordnete Oda Nobunaga – der erste von drei Reichseinigern in Folge – seine ca. 3.000 Musketenschützen in drei Reihen an, welche durch abwechselndes Vortreten, Schießen, Zurücktreten und Laden einen konstanten Feuerring gegen die gegnerische Kavallerie aufrecht hielten und dadurch den Sieg herbeiführten. Eine Feuer-taktik, die somit in Japan 20 Jahre vor vergleichbaren Experimenten in Europa, dem Herkunftsland der hardware, erfunden worden war. Nachdem die Macht der regionalen Fürsten gebrochen, ihre Trutzburgen geschliffen waren, wurde die Schusswaffenproduktion aber minimiert. Feuerwaffen widersprachen dem japanischen Kriegerethos der Samurai. Sie bedeuteten ein Risiko für die erneuerte „alte“ Sozialordnung der Tokugawa-Zeit, da sie von jedermann schnell und wirkungsvoll gelernt werden konnte. Was in Europa nicht gelang und weitgehend das Ende unserer Samurais, der Ritter, beschleunigte, konnte in Nippon erfolgreich zu Ende gebracht werden: die „Zähmung des Volkes“. Zumindest so lange, bis die Dampfschiffe von US-Commander Perry die Öffnung Japans und seiner Märkte erzwangen. Und wieder das gleiche Bild. Rasch wurde in Tokio reagiert und die eigentliche Devise der Meiji-Restauration lautete: „Stärke die Armee und mache das Land reich“. In der Seeschlacht von Tsushima (1905) fuhren schon Kriegsschiffe nach europäischem Vorbild, aber von japanischer Erzeugung mit in der Kiellinie und vernichteten eine russische Kriegsflotte.

Beispiel Nummer zwei: Indien. Man könnte folgendes Bonmot wagen. Bevor der Duke of Wellington Napoleon bei Waterloo entgegentrat, war er ihm schon anderswo begegnet – zumindest seinem „System“. In Indien, während der Marathenkriege von 1803–1805, war

die Einsatzweise der Artillerie auf indischer Seite gegen die Briten und die Soldaten der East-India-Company dem englischen Verständnis weit voraus. „Indisch“? Das war die neue französische Schule: „Instead of supporting the movements of the infantry, it became the pivot of the manoeuvre, the centre of attack or defence, with the battalion acting as its framework and support“, so Pemble. Arthur Wellsley – späterer Name: Wellington – lernte als Kolonialoffizier auch von seinen indischen Regimentern, dass man sich vor schwerem Feuer im Felde wegduckern kann(!). In Europa (Stichwort Napoleonische Kriege) wird er diese Erfahrungen zu schätzen wissen.

Und Indien selbst? Indien war also auch damals noch immer nicht „zurückgefallen“, zumindest militärisch nicht, sondern durch seine Uneinigkeit wieder einmal einer dünnen, ausländischen Herrscherschicht ausgeliefert – diesmal sogar vom Himalaja bis Ceylon. Die Briten werden die Nachfolger der Mogulen und zu den wahren Einigern Indiens. Sie regieren das Land mit einheimischen Truppen unter englischer Führung und diese sepoy-Regimenter sind das eigentliche Rückrat des Raj (der Herrschaft über Indien). Aber auch davor sind schon verschiedene Herrscher über und in Indien durchaus den letzten Trends, wie mit der Einführung von neuartigen Steinschlossgewehren oder dem Aufpflanzen von Bajonetten, gefolgt oder warben geschickt Europäer – meist von der jeweils verfeindeten Seite –, um die Einführung neuer Techniken zu fördern. Schon in der Zeit zwischen 1000 und 1200 hatten schwere Panzerreiter die Elefanten als „Queen of Indian Battle“ ersetzt und weitere drei Jahrhunderte später führten die Mogulen Musketen in großer Stückzahl ein. An Innovationsfähigkeit und Anpassung hat es wahrlich nicht gefehlt. Und schließlich – wurde durch seinen strikten Pazifismus nicht Gandhi zum letzten Innovator gegen „militärische“

Macht? Denn welche Armee kann gegen militante Unbewaffnete bestehen, wenn sie zu Millionen marschieren?

B) Perspektiven von Krieg und Militär in der Geschichtsschreibung

„Alle Geschichte ist Militärgeschichte, was immer Geschichte sonst noch Angenehmeres sein mag. Das Militär war, ist und wird sein eine peinliche Wurzel aller Staatlichkeit und aller Politik. Seine Bedeutung wird eher noch steigen. Der Friedensfreund, der sagt: Pfui, du befasst dich mit Militär, sagt etwas sympathisch Dummes. Gerade wer den Frieden will, mit aller Kraft, Verzweiflung und Hoffnung – gerade der muss Militärwissenschaft betreiben. Echte Wissenschaft wird zum Durchschauen betrieben und nicht zur Selbstvernebelung“ – so der Wiener Publizist Günther Nenning in DIE ZEIT vom 12.11.1998. Der Theologe Eugen Drewermann hält in seinem letzten Buch: „Krieg ist Krankheit, keine Lösung – Eine Basis für den Frieden“ an dem Konzept fest, Krieg als pathologischen Teil menschlicher Existenz wahrzunehmen: „Der Krieg ist eine Wunde in der Seele des Menschen, deren Schmerz nach immer grausameren Taten ruft. Doch kein Krieg schließt die Wunde. Jeder neue Krieg macht sie von Mal zu Mal nur noch tödlicher.“

Krieg als „totales Sozialphänomen“

Krieg ist seit jeher als transsoziales Phänomen aufgetreten. Deshalb sollte an ihm im Sinne von Marcel Mauss als „fait total social“, als Totales Soziales Phänomen herangegangen werden. Alles kann in Krieg konvergieren, aus Krieg divergieren und darüber analysiert werden. So ist dem Krieg als Genre in der europäischen Kunst viel Platz eingeräumt worden. Das soll nicht heißen, dass die christlich-abendländische Zivilisation hier einen Sonderweg genommen hat – man denke

nur an die bestialischen Darstellungen auf präkolumbianischen Tempeln in Mesoamerika. Doch strotzen gerade die Kunstsammlungen unserer Museen von diesem Genre. Gibt es hier einen Zusammenhang zwischen der „Friedlosigkeit der Frühen Neuzeit“ (Johannes Burkhart), der Zeit, wo begonnen wurde, diese Sammlungen anzulegen, und dem Kunstmarkt? Andererseits ist die erste bis heute erhaltene Literatur auf europäischem Boden eine Kriegsgeschichte: die Ilias von Homer ... Oder: Wie militant/militarisiert ist doch eigentlich unser Sprachjargon, sowohl in seiner Herkunftsbedeutung, wie in seinem Stil? Ein harmloses Beispiel: Urlaubszeit ist Reisezeit. Die alljährlichen Urlauberkolonnen, welche sich kreuz und quer durch Europa bewegen, fordern oft den journalistischen Vergleich von Invasionen heraus. Von der Bedeutungsherkunft bezeichnete „Urlaub“ – im Gegensatz zur Desertion – das erlaubte Sich-Entfernen von der Truppe. „Reisen“ leitet sich von fahrenden Kriegern in saisonalen, mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Kriegszügen ab. In der späteren Neuzeit waren die „Schlachtenbummler“ noch keine Fußballfans, sondern „freischaffende Kriegsreisende“ – um nur ein paar Beispiele anzubringen.

Krieg als Gewaltproblem – oder: Gibt es „friedliche Gesellschaften“?

Mit unterschiedlichen Vorsätzen machten sich Feldforscher aus der Ethnologie, Anthropologie und anderen empirischen Sozialwissenschaften daran, Bezugspunkte im Gewalt-Krieg-Komplex herzustellen. Auf der Suche nach den Quellen des Krieges wurde in übersichtlicheren Sozialsituationen bei Stämmen und „Naturvölkern“ geforscht und beobachtet. Dies entweder als Friedenssuche, auf der Jagd nach der ursprünglich friedvollen Gesellschaftsordnung: so heißt es bei Margret Mead und anderen:

„War is only an invention – not a biological necessity“ – oder: „War had no real functions, nor did it have an evolution“.– Oder man betreibt Kriegsursachenforschung. Wie Menschen erlaubter und begründeterweise andere Menschen als Gegner töten; was und wie das abläuft; und wie ein solches Tun in der (Klein)Gruppe bewältigt bzw. gerechtfertigt wird – immer handelt es sich dabei um eine außeralltägliche Situation. Nur der Krieg macht dieses universale Verbrechen straf- und sanktionsfrei und zählt damit prominent zum Wirkungs-Ursachen-Gefüge organisierter Gewalt. Gruppendynamische Beobachtungen zum militärischen Korpsgeist und zu Fragen ethnischer Zusammengehörigkeit, zu Motivationsfragen usw. überschneiden sich dabei thematisch.

Die Suche nach der „friedvollen Urgesellschaft“ zwischen Südsee und Amazonastiefland musste selbst bei den aussichtreichsten Kandidaten erfolglos abgebrochen werden. In letzter Zeit wurde dafür ein militärgeschichtlicher Ansatz als Interaktion von Wirtschaft, Technik, Demographie in der Ethnologie/Kultur-Anthropologie favorisiert. Krieg wird dabei als ein dynamischer und vor allem historischer Prozess gelesen. Speziell von Interesse sind die Konfrontationen verschiedener Kriegs- und Militärkulturen und wie die „Verstaatlichung der Welt“ hier die Situationen staatenloser Gesellschaften grundlegend geändert hat. Ebenso wird die Angleichung oder Verstärkung regionaler Unterschiede in tribalen und proto-staatlichen Organisationsformen durch Kriege verfolgt bzw. überprüft, wie sich dabei die europäische Expansion in die überseeische Begegnung mit Eroberungskriegen und Kolonialismus mit eingebracht hat. Die Interdisziplinarität unterstützt und bestätigt hier anschaulich die Auffassung von „Krieg“ als einer fortlaufenden Interaktion ohne eigentlichen Urzustand. Allgemein daraus

gewonnene Ergebnisse wie das Konzept des *ethnic-soldiering* („...indigenous people who fight under the control or influence of state agents“) werden sich gerade im geschichtswissenschaftlichen Kontext als fruchtbar erweisen. Nicht nur von europäischen Kolonialmächten wurden gerne bestimmte „martial races“ („Rassen geborener Krieger“) gefördert und in die jeweiligen Kolonialarmeen rekrutiert – man denke nur an das indische Beispiel der Sikhs oder Gurkhas. Auch muslimische Bosniaken, Haiduken und Panduren des Balkans sind Musterfälle von „ethnic soldiering“ mit gesamtgesellschaftlicher Bedeutung bis heute. Eine historische Beispielreihe ließe sich auch für die westeuropäische Geschichte bilden, wie das Schicksal der Iren, Schotten oder Schweizer zeigt. Das Kriegshandwerk erwies sich hier als Unterdrückungsmacht genauso wie als Weg zur sozialen Emanzipation. Im Rahmen von Militär wurden ethnische Gruppen gefördert, ja ihre Ethnogenese sogar erst initiiert, während andere ausgelöscht wurden. Chance und Fanal begleitet auch hier die Militärgeschichte und bilden ihre Möglichkeitspole.

„War and Gender“ – oder: Krieg von Frauen, gegen Frauen, ohne Frauen?

Frauen sind für die Kriegsführung – und darüber gibt es keinen Zweifel – schon immer unerlässlich gewesen. An der Heimatfront der Weltkriege, hinter den Schanzkörben auf den Bastionen, als Trosserinnen im Dreißigjährigen Krieg, als stellvertretender Haushaltsvorstand, der die Burg des ritterlichen Gemahls mit dem Schwert in der Hand verteidigte, blieben sie dabei doch eindeutig Lückenfüller und Hilfskräfte. Dieses „universal gendering of war“ (Goldstein 2001) ist zu einem wichtigen Bestandteil und Motor „basaler Zugehörigkeitskonflikte“ (Trutz von Trotta) geworden. Motiv und Grundlage sind von gleicher Art und drehen sich um Mitgliedschaft und

Gruppenbildung. Was schon in „Barbar“ und „Römer“ den Mensch vom Menschen scheiden mochte, trennt heute noch Genosse und Nicht-Mitglied, Frauen und Männer so wie ein Kollektiv vom anderen. Der feministische Ansatz und sein Forschungsenthusiasmus haben auf der Suche nach der Frau und ihrer Stellung in der Kriegs- und Militärgeschichte erhellende Beiträge geliefert, um dann doch nur zu bestätigen, dass Krieg bis jetzt vorwiegend Männersache war (siehe etwa die Beiträge Nr. 9/2 [1998] in der Zeitschrift L'Homme, in der Österreichischen Zeitschrift für Geschichtswissenschaft Nr. 9 [1998]). Die Situation in Geschichte und Gegenwart scheint hier vorläufig eindeutig zu bleiben.

Was Frauen in der Gesellschaftsgeschichte dürfen oder nicht dürfen, bildet gerade im Krieg eine klare Linie. Frauen waren zwar nie vom Krieg ausgenommen gewesen – weder als Opfer noch als aktive Teilnehmer und Täter –, nur wurden bis auf den westafrikanischen Ausnahmefall der „Amazonenarmee“ des Königs von Dahomey Frauen niemals in größerer Zahl als Kampftruppen mobilisiert. Selbst die rund 800.000 Sowjetbürgerinnen der Roten Armee, die im Zweiten Weltkrieg gegen Nazi-Deutschland kämpften, kamen größtenteils in der Etappe zum Einsatz. (Ausnahme: einige Scharfschützengruppen und Teilnehmerinnen am Partisanenkampf sowie die schneidigen Flugaufklärerinnen, die als so genannte „Nacht-hexen“ zu einiger Berühmtheit gelangt sind).

In Frage und zur Diskussion steht hier nicht, dass Frauen immer wieder qualifiziert als Kriegerinnen und Kampfleiterinnen in Erscheinung haben treten können – unzweifelhafte Zeugnisse von Piratinnen, verkleideten Matrosinnen, Anführerinnen von Ritterheeren, in Befreiungskriegen, von Partisaninnen, Revolutionssoldatinnen usw. zeigen das. Nur ist die Präsenz von

Frauen im Kriegsumfeld genauso offensichtlich wie ihr minimaler Beitrag als aktive Kämpfer. Van Creveld – immer wieder gut für provokante Thesen – riskiert die unbequeme Feststellung, dass „je mehr Frauen an ihm beteiligt sind, desto weniger ist ein Militärapparat in der Lage, als ernsthafte Kriegsmaschinerie anzutreten“. Einen Luxus, den sich jetzt die westlichen, so genannten Friedensarmeen mit geringem Mobilisierungsgrad leisten können, um politischem Druck genüge zu tun. Möglicherweise sollen Karrierechancen im Militär auch nur deshalb für Frauen eröffnet werden um Wählerstimmen zu bringen ...

Krieg und Staat – oder: „Staatenbildungskriege“ als europäischer Modernisierungsweg ?

Für die Herausbildung der zentralbürokratischen Infrastruktur moderner Fiskal- und Militärstaatlichkeit europäischer Prägung ist die Rolle des Militärs unübersehbar. Inwieweit das Militär zum Steigbügelhalter von allgemeiner Entwicklung, Demokratie und „Modernisierung“ geworden ist, mag weiterhin umstritten bleiben. Um militärisch konkurrenzfähig zu sein, sind schon oftmals tiefgreifende Einschnitte in das allgemeine Sozialgefüge der Gesellschaften vorgenommen worden. Sei es als Modernisierungsspurts wie im japanischen Fallbeispiel der Meiji-Reform, sei es im Falle türkisch-osmanischer Modernisierung oder im Zusammenhang mit dem habsburgischen Reformwerk unter Maria-Theresia und Joseph II. gegen den preußischen Militärstaat – all diese Organisationsschübe wären ohne Kriegsanstrengungen und ohne die Erfahrung der Niederlage gewiß nicht so sehr auf die Spitze getrieben worden. Reformdynamik durch defensive Modernisierung mag für europäische Entwicklungsgeschichte typisch sein. Es gab aber nie nur einen, sondern viele Wege in die Moderne, und nicht nur im Westen ist dabei das Militär im Mittelpunkt der

Veränderungen gestanden. Gerade in diesem Zusammenhang muss bei globalen Vergleichsstudien militärischer Kapazitäten der vielfach behauptete einzigartige Aufstieg des Westens gründlich in Frage gestellt werden. Eine deutlich auszumachende militärische Überlegenheit des Westens wird vor dem späten 18./Anfang 19. Jahrhundert – wenn überhaupt – nicht virulent. Die „Militärische Revolution“ der Neuzeit – zwischenzeitlich nicht als singuläres, sondern als Serie mehrerer Veränderungsschübe interpretiert – öffnete keine Schere zwischen Europa, dem Westen und dem Rest der Welt. In der Vielfalt der zivil-militärischen Verwicklungen sind deshalb Pauschalierungen mit Vorsicht zu genießen.

Militäreliten konnten ohne Zweifel zum „menschlichen Motor des Wandels werden, der die Gemeinschaft beim Streben nach Modernisierung in allen Bereichen antreibt“ – so eine zeitgenössische Einschätzung zum lateinamerikanischen Caudillismus. Radikale Offiziere haben sich von Napoleon, Atatürk oder Nasser bis Peron immer wieder als besonders entwicklungsorientiert gezeigt. Andere Fallbeispiele zeigen aber überdeutlich das Gegenteil. Modernität war und ist kein endgültiger Zustand, sondern reflexives Spiel und Interaktion, worin das Militär als bewaffnetes Konfliktargument rund um den Globus aber möglicherweise eine Vorzugsstellung einnimmt.

Krieg und Wirtschaft – oder: Kriegswirtschaft?

Vor dem Fabrikzeitalter existierte industrielle Produktionsweise zuerst für die Herstellung von Kriegsmitteln. Das Arsenal in Venedig oder das Werftgelände der niederländischen Ostindienkompanie (V.O.C.) in Amsterdam beeindruckten noch heute mit ihrer Weitläufigkeit. Tausende fanden im Schiffsbau, in den Kanonengießereien, bei Handwaffenschmiedern u.a. Arbeit. Von Tula

(nahe Moskau) und der Marinewerft in St. Petersburg, vom Zaandam (bei Amsterdam) bis Chatham (Themsewerften) und in diversen Arsenalen und Waffenschmieden auf dem europäischen Festland – überall war es jener Typus kriegswichtiger Produktion, der die ersten integrierten Großbetriebe hervorbrachte. In ihrem kapitalintensiven Struktur- und Organisationsaufwand sind solch arbeitsteilige Großmanufakturen wohl nur noch mit Bergwerksbetrieben der Epoche vergleichbar. Punktuell handelte es sich um „Militär-Industrielle-Komplexe“, denn das Militär stellte nicht nur als Lohnunternehmen (Soldzahlungen), sondern auch mit seinen Produktionsstandorten für ganze Regionen einen wichtigen Wirtschaftsfaktor dar. Diese Produktionsstätten zählten zu den Wundern ihrer Zeit, und Dante ließ sich nach einem Besuch im Arsenal der Sereissima von Feuer, Rauch und Eisenwerk sogar zur Beschreibung des Infernos in der Göttlichen Komödie inspirieren.

Bereits während der Neuzeit herrschte eine auffällige Verflechtung von Rüstungswirtschaft mit Militärs, Politik und Wissenschaft. Der „Merkantilismus“ war im Grunde eine Kriegswirtschaft (war-like economy), um die nationale Schlagkraft der einzelnen Staaten zu erhöhen. Noch vor dem Eisenbahnbau – keine Bahn-, kein Telegraphenlinie konnte ohne Zustimmung militärischer Planungsstellen errichtet werden – wurden Chausseen, Kanäle und Festungen nach militär-ökonomischen Erwägungen errichtet. Nicht nur bei der Infrastruktur waren die Grenzen zwischen Kriegs- und Friedenswirtschaft fließend. Das Produkt selbst war zumeist multifunktional. So sind große Handelsschiffe durchgehend als Kriegsschiffe gebaut worden – reine Marinesegler kommen erst mit den Linienschiffen des späten 17. und frühen 18. Jahrhunderts auf. Das Zeitalter der Selbstausrüstung/Selbstausbildung erlaubte aber in weiten

Bereichen noch so lange eine dezentrale Militärgütererzeugung, bis die Grenzen einer Low-tech-Produktion ausgeschöpft waren (z.B. Uniformennähen, Waffenpflege u.a.). Mit zunehmender Komplexität und steigendem Kapitalbedarf, bzw. mit jener Sonderbeziehung zwischen Produzenten und Abnehmern, die den Staat quasi zum Nachfragemonopolisten von Kriegsgütern machte, endete die Einbindung ländlich-gewerblicher und kommerziell-agrarischer Regionen im Zeitalter der „Proto-Industrialisierung“ (Cerman/Ogilvie). Das gilt zwischen dem 16. und 19. Jahrhundert auch für das städtische Meisterhandwerk und seine Rüstungsproduktion in Einzelanfertigung und Typenkleinserie. „So war die Entstehung der industriellen Fertigung von Waffen durch staatliche Eingriffe induziert, und in kriegswirtschaftlichen Systemen ist eine staatliche Regulierung des Marktes, wenn nicht sogar ein Wechsel von der privatwirtschaftlichen Unternehmung hin zu Staatsunternehmen, zu beobachten“ (Stefanie van de Kerkhof). Mit den Arsenalen, wie dem Innsbrucker Zeughaus unter Maximilian I., folgten die Fürstenhöfe, später die industrialisierten Nationalstaaten diesem Trend: Zuerst konzentrierten sich Staats- oder sonstige Kollektivunternehmer auf die jeweiligen militärischen High-tech-Produkte ihrer Zeit. Herstellungskosten, die sich sonst niemand leisten konnte, waren Langzeit-Investitionen für ihre weitere machtpolitische Expansion. Der Weg der Kanone ist dazu nur ein Beispiel.

Wirtschaftsgeschichte unter dem Aspekt des Militärs verdient in der historischen Forschung gerade im deutschsprachigen Raum mehr Beachtung. Bis heute verhindert nämlich die Sonderstellung von Rüstungsprodukten – eben nur im Kriegsfall dem Endverbraucherzweck zugeführt zu werden – nicht die Vielzahl seiner militär-ziviler Implikationen zwischen Forschung und Entwicklung, Produktion, zivi-

len Zulieferbetrieben und dem allgemeinen Gütermarkt. Das besondere Profil von Kriegswirtschaft und Wirtschaften für den Krieg hatte auf lange Dauer spezifische Konsequenzen. Im Handwörterbuch der Wirtschaftswissenschaften wird in diesem Zusammenhang Folgendes aufgelistet: ein Güterverbrauch ohne wirtschaftliche Gegenleistung, Umschichtung des Verbrauchs und Transferleistungen in strukturschwache Gegenden mit militärgeographischer Bedeutung, permanenter Einkommenstransfer aus privater in die öffentliche Hand, Inflation (John M. Keynes spricht hier von einer „inflationären Lücke“), Währungsinstabilität und Anwendung des Grenznutzensprinzips anstelle des ökonomischen Rationalitätsprinzips, Schrumpfung des volkswirtschaftlichen Realkapitals – alles Besonderheiten mit gesamtökonomischen Auswirkungen, die schon für das vorindustriellen Europa ihre Gültigkeit besaßen.

Krieg und Technik – oder: Ist der Krieg der Vater aller Dinge?

Spontan würde wohl jedermann der Technik und dem Krieg ein produktives Verhältnis der besonderen Art zuschreiben. Auf diesem Gebiet ist der Krieg in der Tat „der Vater aller Dinge“. Seine Bedeutung für die Sozialgeschichte findet erst in den letzten Jahren wieder Beachtung, während sein Einfluss auf die Technikgeschichte schon längere Zeit als selbstverständlich gilt. Wie als Trostpflaster wurden und werden zivile Nutzungsmöglichkeiten militärischer Innovationen angepriesen, um gigantische Investitionen und Entwicklungskosten auch mit friedlicher Umwegrentabilität zu rechtfertigen. Dieselbe Satellitentechnik, die Bomben und Raketen in ihre Ziele lotst, führt den Chauffeur mit Autonavigation vor die gesuchte Haustürnummer. Zwei Aspekte sollen hier herausgestrichen werden.

Erstens bestand bei Investitionen in Kriegstechnik durchgehend hohe

Bereitschaft, auch auf lange Zeit tief in die Tasche zu greifen. Zuerst in die Privatschatullen und fürstlichen Schatztruhen, dann in die allgemeinen Steuersäckel nationaler Volkswirtschaften. Zweitens schafft Technik, speziell Kriegstechnik, Zwänge, die Normen setzten. Militärische Hardware (Technik) und Software (Sozialorganisation) sind wie Avers und Revers derselben Münzen, denn die eine Seite konnte die andere einfach auf den Kopf stellen. Bereits antike Politologen interpretierten Stufen der Herrschaftsgeschichte von Athen hin zur „Volksherrschaft“ mit drei militärischen Stadien: die Aristokratie korreliert mit dem Pferd, die Hoplitenherrschaft – Vollbürger als Lanzensträger – mit der Phalanx und die „Demokratie“ für alle Bürger mit den Triremen in der Matrosenherrschaft. Als Athen zur maritimen Supermacht aufstieg und mehr und mehr Ruderer benötigte, kamen verstärkt ärmere Schichten zum Zug – auch politisch. Sozio-politisch hatte das Pferd als „Steigbügeltechnologie“ für Europa dezentralisierende Wirkung – so Lynn White. Kleine Reiterheere konnten gut gegen große Heeresorganisationen bestehen und die römische Grenzverteidigung der Spätantike in eine ruinöse Kostenschraube treiben. Der Erhaltungsaufwand für Pferdetruppen lag aber immer höher als bei Fußtruppen. Selbst bei leichter Kavallerie vervielfachte sich der Unterhaltsaufwand. Politische Zentralisierung und teurer gepanzerte Reiterheere schlossen sich daher aus fiskal-ökonomischen Gründen weitgehend aus. Damit bekam wieder die Infanterie eine Chance, und billige Fußsoldaten aus städtisch-ländlichen Aufgeboten hoben den hochspezialisierten Ritterstand aus dem Sattel. Bald sollten auch deren Burgen gegen die Kanonen keinen Stand mehr haben, und mit dem Herbst des Mittelalters neigte sich auch eine Ära europäischer Sozialorganisation dem Ende zu.

Das Zeitalter der „face-to-face-Schlacht“ (Kaufmann 1996) über-

dauert diesen Bruch und begleitete das „Schießpulverzeitalter“ und seine „Gun-Powder-Empires“ bis ins 19. Jahrhundert. Erst die technisch-mediale Ausweitung körperlicher Grenzen durch Hilfsmittel zu Wahrnehmungssteigerung (optische Geräte, Telegraphen und Funk) bzw. die sprunghafte Vergrößerung von Mobilität mit Dampfmaschinen und Verbrennungsmotoren (Eisenbahn, Flugzeuge, Automobile) führte wirklich in die Möglichkeit eines „totalen Krieges“. Das natürlich-menschliche Blickfeld setzte der Gefechts- und Schlachtenführung lange seine Grenzen. Mit den Napoleonischen Kriegen – ähnliche Mannschaftsmassierungen wurden vorher nur im Spanischen Erbfolgekrieg erreicht – sind Obergrenzen mit 150–200.000 Mann pro Schlacht erreicht worden. Fronten, die ganze Kontinente mit Millionenheeren durchliefen, waren einfach noch nicht möglich und von einem Feldherrenhügel schon gar nicht lenk- und steuerbar. Ganz zu schweigen von der engen Koordination einer „Heimatfront“ mit „Kampffronten“, die Tausende Kilometer weit auseinander liegen konnten.

„Alle Geschichte ist Militärgeschichte ...“

Krieg und Kulturgeschichte, „von oben“ oder „von unten“, Krieg und Wissenschaft, Krieg und ... und ... und ... Fragestellungen und Kombinationen dieser Art sind vielleicht der beste Weg, die thematische Beschränkung von Krieg aufzuheben. Was hier nur kursorisch durchlaufen werden kann, vermag der immer bunter austreibenden Themenvielfalt zum Krieg nur andeutungsweise gerecht zu werden. Der Krieg hat sicher Zukunft und um mit seinen Entwicklungen auch historiographisch Schritt halten zu können, müssen sich die Wissenschaft und ihre Methoden anpassen. Veränderungen gehören zur Menschheitsgeschichte wie der Krieg zu ihren Ursachen. In seiner Geschichte hat er sich als Formenwandler bewie-

sen. Beständig wechselt er sein Gesicht – auf dem Schlachtfeld (Keegan 1988) und als Lebensform. Geschichte, will sie die Wissenschaft des sozialen Wandels bleiben, muss ihm folgen, egal ob es angenehm ist oder nicht.

Betrachten wir etwa das Themenpaar „*Krieg und Medien*“. Diese Zusammenstellung wäre eine hervorragende Möglichkeit, symbiotische Beziehungen unter militärgeschichtlichen Prämissen herauszuarbeiten. Militär, Presse und Politik stehen in einem eigenwilligen Beziehungstrio, gilt doch die Wahrheit als erstes Opfer des Krieges. „Der Propagandakrieg wird in seinen wesentlichen Punkten dem Waffenkrieg als gleichrangiges Kriegsmittel anerkannt“, hieß es dazu klipp und klar in einem Abkommen zwischen dem NS-Reichspropagandaministerium und dem Oberkommando der Wehrmacht. Auf der Seite des Gegners wurde es ähnlich gesehen: „Public opinion wins war“ (Dwight D. Eisenhower, amerikanischer General und Präsident). Der Kampf um den Krieg in den Köpfen wird mit professionellem Schlachtenjournalismus und von Kriegsberichterstellern seit Mitte des 19. Jahrhunderts geführt. Der Krim-Krieg (1853/54–56), ein internationaler Konflikt, an dem die ganze Welt per Kabel (Telegraph) teilnehmen konnte, gilt als erster moderner „Medienkrieg“. Massenjournalismus, rotierende Druckerpresse und Medientycoons wie Randolph Hearst brauchten von da an immer mehr Nahrung und weitere Impulse für ihr lukratives militär-mediales Zeitalter. Die zentrale These der „Letzten Tage der Menschheit“ von Karl Kraus ist die der Fortsetzung von Sprachverfälschung durch eine hetzerische Presse mit anderen Mitteln – als Krieg nämlich. Ein Medienhappening à la „Serbien muss sterben, jeder Stoß a Franzos’, jeder Tritt a Britt’, jeder Schuss a Russ’“ wird zur grausamen Wirklichkeit. Gewiss sind Meinungsmache und Propaganda älter als der Druckstock, und die Beschwörung natio-

ner Kräfte während der Französischen Revolution, der Napoleonischen Kriege oder gegen die Sklavenhalter im amerikanischen Süden ist von nicht zu unterschätzender Mobilisierungskraft gewesen. „Drei feindliche Zeitungen sind mehr zu fürchten als tausend Bajonette“, bemerkte schon Bonaparte dazu. Doch erst mit Vietnam wurde ein Krieg genauso in Berkeley, Paris und Berlin verloren wie vor Saigon, und „Desert-Storm“ (die Invasion von westlichen Bündnistruppen unter Führung der U.S.A. zur Rückgewinnung Kuwaits) sollte nur einen Sieger groß herausbringen: CNN. Der Sender AL-JAZIRA ist die transarabische Antwort auf TED Turners Gründung. Fernseh-Journalismus, flimmernde Echtzeit-Aufnahmen und Medienkonzerne werden auch in Zukunft dem „Militär-Medialen-Komplex“ weitere Impulse verleihen und dafür sorgen, dass die einen Kriege weithin wahrgenommen und andere „vergessen“ werden. Wer erinnert sich heute an den langjährigen Iran-Irak-Krieg mit seinen Millionen Opfern, war er überhaupt je Teil der aktuellen Berichterstattung? Dafür ist im medialen Entertainmentbereich die Präsenz von Krieg als solchem nicht wegzuzappen oder auszuschalten. Der rege produzierende „Hollywood-RTL-Komplex“ sendet ganze Programmblöcke im Dunstkreis von Krieg und Militär als Fernsehdokumentation, Rambo-Unterhaltung oder „großes Kino“. Die Sortimentgestaltung der Buchhändler, vor allem der Handelsketten und Versandhäuser, ist mit ihrer Schwerpunktbildung – Erster und Zweiter Weltkrieg, Materialkunde und biographische Erlebensberichte – auch eine nähere Betrachtung wert.

Krieg und Politik – die vielleicht am dichtesten ausgearbeitete Forschungsrichtung – soll in der Methodenvielfalt der Neuen Militärgeschichte nicht zu kurz kommen. „War made the state, and the state made war.“ Das prägnante Fazit Charles Tillys ist nicht als Zirkelschluss zu lesen, sondern beschreibt

ein weiterhin gültiges Mittel der Politik: „Der Krieg ist nichts als die Fortsetzung der politischen Bestrebungen mit veränderten Mitteln. (...) Durch diesen Grundsatz wird die ganze Kriegsgeschichte verständlich, ohne ihn ist alles voll der größten Absurdität“ – so Clausewitz, der damit diese Perspektive klassisch umrissen hat. Die Anstrengungen zur Aufstellung immer größerer Militärstreitkräfte wurden zum wichtigen „Schwungrad an der Staatsmaschinerie“ (Otto Hintze). Das Entstehen einer modernen Staatenwelt von der frühen Neuzeit an und die Verstaatlichung großer Weltteile als eine verbeamtete Zentralisierung und Territorialisierung der Reiche und Landschaften ist ohne Militär nicht vorstellbar. Erst durch dessen Ausbau und ständige Verbesserung wurde ein immer verlässlicherer militär-ziviler Zwangsapparat geschaffen. Ein Apparat, der als „gute policey“ vorerst paramilitärisch organisiert und im erweiterten Sinne auf die Herstellung und Sicherung der Ordnung auf allen Ebenen des Gemeinwesens ausgerichtet war. Erst vom späten 18. Jahrhundert an wurden reguläre Polizeitruppen aufgebaut und die öffentliche Ordnung als solche mit Zivil- und Exekutivbeamten uniformiert. Das Militär wurde von da an nur noch für innenpolitische Extremsituationen eingesetzt. Oft genug, wie wir wissen.

Der Problembereich „*Krieg und Migration in der Analyse als Militärgeschichte*“ würde weiter verdeutlichen, wie hochmobil alteuropäische Gesellschaften auf Krieg reagierten. Krieg hat nicht nur Fluchtbewegungen ausgelöst („push-Faktoren“) oder als Verdienstmöglichkeit Menschen aus allen Teilen Europas anlocken können („pull-Faktoren“). Speziell am europäischen Migrationsnetzwerk und an seinen Migrationskreisläufen wurde von der „kriegerischen Internationale“ reger Anteil genommen. Transnationalismus und Transmigrationen schufen einen auf das Militär abge-

stimmten, transnationalen Raum. Auf dem Schlachtfeld fielen Krieger, Soldaten und ihr Anhang aus allen Regionen Europas übereinander her, aber gleichzeitig wurde durch diesen Typ des militärischen Transmigranten das Wechselspiel von Herkunfts- und Ankunftsregionen stimuliert. Nicht nur Kriegs- und Kriegerkultur wurden dabei in Austausch gebracht. Hunderttausende dienten in Armeen und Heeren – oft bei mehreren Dienstgebern hintereinander. Kettenmigrationen brachten Iren und Flamen in Habsburgerdienste, Deutsche und Schweden nach Italien – und wieder zurück. Mit ihnen Erfahrungen, Geld und ein Stück mehr an Gemeinsamkeit in der kriegerischen Internationalen. Diese Austauschprozesse endeten nicht mit den immer dichter gewordenen nationalen Staatsgrenzen, sondern fanden im 19. Jahrhundert nur neue Wege und Schlupflöcher – weltweit. Im Zeichen heutiger Globalisierung und ihrer Tendenz zu privaten Sicherheitsdiensten, die den Umfang von Privatarmeen erreichen, ist ein neuer,

hochflexibler Söldnermarkt im Entstehen und setzt fort, was mit römischen Söldnerlegionen, Ritterheeren, Landsknechthaufen, Fremdenlegionen nie abwesend war. Krieg und Militär ist in dieser Hinsicht in der Forschung zur internationalen Migration noch viel zu oft eine unterschätzte Größe.

Krieg und Desertion. Jeder Zeit ihre Armee, jeder Armee ihre Deserteure. Wenn es um das gesellschaftliche Ganze geht, muss auch die Perspektive der Verweigerung in die Neue Militärgeschichte Eingang finden. Dass eine Armee die grundlegenden Verhältnisse und Widersprüche der sie umgebenden Gesellschaft erhellte, diese Erkenntnis hat sich mittlerweile verbreitet und konstituierte – in Ansätzen – eine neue Form der Sozialgeschichte des Militärs. Dass auch und gerade über den Deserteur Einsicht in die grundlegenden Konstitutionsmuster des Militärs und damit in die Konfiguration der das Militär umgebenden Gesellschaft zu gewinnen sei, ist hingegen eine neue und eher ungewohnte Einsicht.

LITERATUR

- J. BLACK, *War and the World – Military Power and the Fate of Continents 1450–2000*. New Haven-London 1998.
- U. BRÖCKLING/M. SIKORA (Hg.), *Armeen und ihre Deserteure. Vernachlässigte Kapitel einer Militärgeschichte der Neuzeit*. Göttingen 1998.
- B.R. FERGUSON/N.L. WHITEHEAD (Hg.), *War in the Tribal Zone – Expanding States and Indigenous Warfare*. Santa Fé (NM) 1992.
- J. GOLDSTEIN, *How Gender Shapes the War System and Vice Versa*. Cambridge 2001.
- S. KAUFMANN, *Kommunikationstechnik und Kriegsführung 1815–1945. Stufen telemedialer Rüstung*. München 1996.
- J. KEEGAN, *The Face of Battle. A Study of Agincourt, Waterloo and the Somme*. London 1988.
- B.R. KROENER/R. PRÖVE (Hg.), *Krieg und Frieden – Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit*. Paderborn 1996.
- Th. KÜHNE/B. ZIEMANN (Hg.), *Was ist Militärgeschichte? (= Krieg in der Geschichte, Bd. 6)*. Paderborn u.a. 2000.
- G. PARKER, *The Military Revolution – Military Innovation and the Rise of the West, 1500–1800*. Cambridge 1988.
- I.K. STEELE, *Warpaths – Invasions of North America*. New York-Oxford 1994.
- B. VANDERVORT, *Wars of Imperial Conquest 1830–1914*. London 1998.

Stefan Lamprechter
Alexander Schober

Vorstellungen und Erwartungen der Spanier von der Neuen Welt

Oder wie der Film „Die Amazonas“ entstand

Im Rahmen des Geschichte-Fachdidaktikseminars II wurden wir vor die anfangs doch sehr diffizil scheinende Aufgabe gestellt, mit einer kleineren Gruppe von Schülern aus einer 3. Klasse AHS – daraus wurden schließlich fünf sehr ambitionierte Schülerinnen – mit dem Schirmthema „Europäischer Imperialismus“ ein zweitägiges Projekt zu organisieren. Nach kleineren Startschwierigkeiten – wir beide genossen fast ausschließlich den „klassischen Frontalunterricht“ in unserer eigenen Schulzeit und hatten deshalb höchstens marginal

eine Ahnung, was Projektunterricht eigentlich bedeutet – schafften wir es aber mit Hilfe des „Projektleitfadens“ und unter Unterstützung der Betreuungslehrer, eine Vorstellung davon zu bekommen, wie vielseitig und interessant ein Projekt in der Schule sein kann. Zurückschauend muss man sich darüber ärgern, wie wenig unterschiedliche Methoden, Werkzeuge und pädagogische Hilfsmittel unsere ehemaligen Gymnasiallehrer einsetzten, obwohl die Zeit des Unterrichtet-Werdens für uns noch nicht allzu lange zurück liegt.

Themenfindung

Schon in dieser Phase der „Projektplanung“ beschlossen wir, weniger geschichtliche Fakten und Tatsachen transportieren zu wollen, als vielmehr wichtige Denk- und Hinterfragungsprozesse in den Schülern auszulösen. Wir einigten uns im Rahmen einer „Bauchladenstunde“ – soll heißen, dass man mehrere Themen zur Auswahl gibt und die SchülerInnen selbstständig eine Wahl treffen – auf „Vorstellungen und Erwartungen der Spanier von der Neuen Welt“. Unsere Ambition bezüglich dieses Themas war, die Jugendlichen durch mystisch, märchenhafte Elemente – Kopffüßler, Amazonas und El Dorado – für eine Analyse der Weltansicht der Spanier zu begeistern und zu zeigen, wie sehr Vorurteile manchmal unsere Wahrnehmung trüben. Wir versuchten auch so wenig Vorgaben wie möglich festzulegen, sondern, wie auch vom „Projektleitfaden“ empfohlen, ihnen weithin gehende Freiheiten bei der Wahl der Medien, Methoden und Präsentationsart zu lassen.

Kleine Geschichte Vietnams ...

Die Schwestern Trung vertreiben die Chinesen (39 n.Chr.)



Ba Trieu greift die Chinesen an (248 n.Chr.)



Sieg über die Mongolen am Bach Dang 1284



Die Waffe des Kleinen:

„Nicht Gleiches mit Gleichem, sondern Gleiches mit Anderem begegnen ...“

(Emil Spannuchi, österr. Armeekommandant, 20. Jahrhundert)

Die Projekttag

Schon innerhalb der ersten Einheit stand für die Schülerinnen fest, dass sie einen Film drehen wollten. Über die konkrete Ausführung machten sie sich vorerst wenig Sorgen und das von uns beziehungsweise von der Schulbibliothek zur Verfügung gestellte Quellenmaterial schien ebenfalls auszureichen. In der Zeitperiode zwischen unserem Themenfindungstag und dem ersten Projekttag wurde von Seiten der Schüler kein Kontakt hergestellt und wir waren einigermaßen verblüfft, als sie auf unsere Rückfrage zur Antwort gaben, dass sowohl das Drehbuch als auch die Details zur Durchführung (Wer filmt? Drehort? Requisiten?) bereits unter Dach und Fach seien. Für uns galt es nun am ersten Projekttag das von den Schülern verfasste Skript in die ‚richtige‘ (= historische) Bahn zu leiten und einige uns wichtige Punkte einzubringen. Das Hauptproblem hierbei war, dass die Amazonen als historische Realität angenommen wurden, und der Aspekt der Projektion von Mythen und Vorurteilen zu kurz gekommen war. Weiters wollten wir die ‚Begegnung‘ zwischen Spaniern und Amazonen in den richtigen historischen Kontext bringen (siehe Kasten). Das Gerüst des Drehbuchs sowie die Abmachungen, Requisiten, etc. konn-

Historischer Überblick: Im März 1541 startete von Quito, Ecuador, aus eine großangelegte Expedition unter der Führung des Gonzales Pizarro. Der einflussreiche Halbbruder des berühmten Conquistador, Francisco Pizarro, führte eine gewaltige Streitmacht über die Anden und entlang des Amazonas, um „La Canela“ (Land des Zimts) und die unendlichen Reichtümer des „El Dorado“ (= der Vergoldete; ein sagenhafter König, von dem behauptet wurde, er würde seinen Körper jeden Tag mit Goldstaub einpudern lassen) zu finden. Unter den häufigen Überfällen durch die Ureinwohner ist ein Ereignis besonders hervorzuheben: Der geistliche Chronist der Unternehmung, Pater Carvajal, berichtet vom Überfall eines wilden Frauenkriegerstammes in der Nähe des heutigen Belem, Brasilien, auf eine Abteilung der Expedition im Februar 1542. Der Wahrheitsgehalt dieser Aussage bleibt umstritten, fest steht jedoch, dass der Strom von diesem Zeitpunkt an den Namen Rio Amazonas – Fluss der Amazonen – trägt.

ten jedoch bedenkenlos übernommen werden.

In einer etwa zweistündigen Phase der Umgestaltung konnten wir schließlich unsere Veränderungsvorschläge einbringen, obwohl die Schülerinnen, die natürlich mit ihrem Drehbuch die Arbeit bereits für beendet hielten, sich schon mehr auf die Anprobe der Requisiten konzentrierten. Das schlussendliche Ergebnis fiel dann aber für alle zufriedenstellend aus.

Das Konzept des Films war eine Nachrichtensendung, in der vom Aufbruch der Expedition des G. Pizarro im Wechsel zwischen einer Außenkorrespondentin und einer Studiosprecherin berichtet wird. Nach dem ersten ‚Feindkontakt‘ mit den Ureinwohnern wird sofort die These aufgestellt, dass es sich dabei um Amazonen handeln müsse. Zwei Experten im Studio (die Rollen, die

die Schülerinnen extra für uns geschrieben hatten) bringen dazu Informationen über die damalige Vorstellungswelt der Spanier ein (Amazonen, Kopffüßler, El Dorado). Nach einer Live-Berichterstattung vom Kampfgeschehen hakt die Reporterin jedoch nach, und die kämpfenden Spanier müssen eingestehen, dass ihre Wahrnehmung der Angreifer möglicherweise durch Vorurteile getrübt war. Resümee: Man sieht eben das, was man sehen will.

Der Dreh selbst gestaltete sich problemlos, wobei die Gruppe vom Onkel einer Schülerin freundlich unterstützt wurde. Die restlichen Tage des Projektunterrichts konnte auf die Dokumentation des Verlaufs (Mappe mit Photos, Materialien) und auf das Feedback verwendet werden. Bei der abschließenden Projektpräsentation wurde der Film von Mitschülern, Lehrern und Eltern ä-

... für die Kinder

Ho Chi Minh (1890–1969), Zukunft der Kinder Vietnams; dieser „Comicstrip“ wurde auch im Unterricht verwendet

Vietcong-SoldatInnen im Reisfeld, die Karabiner stets griffbereit. Frauen waren aktive KämpferInnen und „Nährstand“ der Guerilla

Ein abgeschossener US-Kampfpilot wird vom „Volk“ gefangen genommen



... das ist die Lehre für die Großen!

Quelle: http://www.uni-erfurt.de/ostasiatische_geschichte/texte/vietnam/index.htm
Tuschmalerei, Vietnam 20. Jahrhundert

ßerst positiv aufgenommen, sehr zum Stolz der jungen Künstlerinnen.

Über unsere Gruppe

Schon von der ersten Erwähnung des Projekts „Film“ an war klar, dass unsere Schülerinnen hochmotiviert und sehr arbeitswillig waren. Trotz der mageren historischen Fakten zu diesem Thema und der offensichtlichen Schwierigkeit, nicht in ein triviales „Sagenerzählen“ abzurutschen, schlug sich unsere Gruppe beachtlich. Sie schafften es, sich selbstständig über das Thema zu informieren – wobei das Internet hauptsächlich als Medium herangezogen wurde. Die gefunden „historischen“ Fakten waren mit ihnen gemeinsam auf jeden Fall noch einmal zu hinterfragen, da oftmals keine Unterscheidung zwischen Fiktion und Realität auszumachen war. Die herausragenden Leistungen der Gruppe waren sicherlich die vollständige Organisation des Drehs und das reibungslose Funktionieren als synergetische Einheit, wobei sich die einzelnen Mitglieder gegenseitig zu tollen Leistungen motivierten.

Was wir daraus gelernt haben

Der Ablauf des Projekts kann im Großen und Ganzen als sehr erfolgreich bezeichnet werden, dennoch ergaben sich für uns in der Reflexion des Geschehens einige Punkte, die im Folgenden kurz angesprochen werden sollen:

Projektunterricht bietet den SchülerInnen viele Freiräume, was den Ablauf und die Gestaltung des Projekts betrifft. Dieser Aspekt verlief im Rahmen unserer Gruppe auch reibungslos. Uns fiel jedoch auf, dass gerade bei der Themenfindung zu große Freiräume SchülerInnen einer gewissen Altersgruppe eher blockieren, d.h. je weniger Projekterfahrung eine Klasse hat, desto detailliertere Vorgaben sollte der Lehrende geben.

Weiters wurde uns klar, dass ein Projekt mit einer ganzen Klasse ei-

nes sehr hohen Arbeitsaufwandes bedarf. Der Lernerfolg und – nicht zu vergessen – der Lernspaß der SchülerInnen rechtfertigt aber auf jeden Fall die Mühen. Zu bedenken wäre allerdings, dass gerade bei Verwendung außergewöhnlicher Medien (Filmdreh, Interview, Zeitung)

bei komplexen Themen die Gefahr der Ablenkung und der Abschweifung eher gegeben ist.

Die kürzeste Definition von Projektunterricht lautet: Ein Projekt ist etwas Außergewöhnliches! Sowohl für die Schülerinnen als auch für uns traf das sicher in vollem Maße zu.

Einige Sätze Feedback

Auf die Frage, wer die treibende Kraft in der Gruppe war, antworteten die meisten mit ALLE.

Was man besser machen/ändern könnte, schrieben alle Schülerinnen NICHTS nur mehr Projekttag und mehr Zeit.

Die Arbeitsaufteilung innerhalb der Gruppe war? GERECHT – weil „jeder gleich viel gemacht hat“.

Jeder hat sich über den Film gefreut und die Stimmung war toll.

Ihr habt das Thema so rüber gebracht, dass wir es auch verstanden haben!

Mir hat das Projekt wirklich sehr gut gefallen und ich würde es wieder machen, weil es sehr viel Spaß gemacht hat und weil man jede Menge dazu lernt.

LITERATUR

M. WOOD, *Conquistadors*. Berkeley 2000. Reichhaltig bebildeter Begleitband zu einer BBC Dokumentation – anschaulich und informativ.

A. GRINZINGER (u.a.), *Projektleitfaden. Eine Anleitung zur erfolgreichen Planung, Durchführung und Steuerung von Projekten in Schule und Wirtschaft*. Wien, o.J. Gerade für Einsteiger sehr brauchbarer Anhalt – mit praktischen Beispielen und „Projektwerkzeugkiste“.

F. GEWECKE, *Wie die neue Welt in die alte kam*. Stuttgart 1986. Interessanter psychologischer Exkurs zum Thema „Begegnung mit dem Fremden“ & Miteinbeziehung der Vorurteile und Lebensauffassungen der Europäer im Rahmen der „Entdeckung und Eroberung“.

A. PAGDEN, *Das erfundene Amerika. Der Aufbruch des europäischen Denkens in die Neue Welt*. München 1996. Zeigt auf, wie schwierig eine Begegnung mit dem Fremden für eine Kultur sein kann und mit wie vielen Vorurteilen die Europäer bei ihrem Schritt in die Neue Welt belastet waren.

A. MENNINGER, *Die Macht der Augenzeugen: neue Welt und Kannibalen-Mythos, 1492–1600 (Beiträge zur Kolonial- und Überseegeschichte Bd. 64)*. Stuttgart 1955. Eine kritische Deutung der Quellen mit Hinweisen, wie der Prozess der Nachrichtenverbreitung funktionierte.

Einstieg vom Lehrplan aus: Geschichte und Sozialkunde

Sekundarstufe I

3. Klasse:

- Begegnung und Konfrontation – Europa und die Welt von den Entdeckungen bis zur europäischen Expansion im Zeitalter des Imperialismus.

Sekundarstufe II

5. Klasse:

- 5. Expansion und Migration und deren soziokulturelle Auswirkungen

6. Klasse:

- 4. Kolonialistische und imperialistische Expansionen mit ihren Nachwirkungen

Wahlpflichtfach Geschichte und Sozialkunde, Politische Bildung und Rechtskunde
Sachbereich: Ergänzung und Vertiefung von im Pflichtgegenstand behandelten Themen



Für unsere jungen Gäste nur das Beste

Der Gourmet-Küchenchef und die Gourmet Ernährungswissenschaftler wissen, welche Anforderungen der Schulalltag an die Schüler stellt und bieten Speisen und Ernährungspläne, die mithelfen, diesen Anforderungen gerecht zu werden. Natürliche, hochwertige Zutaten und beste Rezepte sind die Basis für die Qualität der Speisen von Gourmet.

Gourmet

Gourmet Menü-Service GmbH & Co KG, Zdarskystraße 3, A-3106 St. Pölten, www.gourmet.at

Sondernummer 2002 – erscheint demnächst!



Internationale Migration
Problems – Prospects –
Policies

Preis € 7,-

Inhalt:

Karl Husa/Christof Parnreiter/Irene Stacher: International Migration – A Global Challenge; *Gerald Hödl/Karl Husa/Christof Parnreiter/Irene Stacher:* International Migration: Global Challenge of the 21st Century? *Douglas S. Massey:* Immigration in a Globalizing Economy; *Karl Husa/Helmut Wohlschlägl:* Southeast Asia: A New Global Player in the System of International Labour Migration; *Christof Parnreiter:* Losing Control? Globalization and the Difficulties of the United States to Contain Mexican Immigration; *Heinz Faßmann/Rainer Münz:* EU Enlargement and Future East-West Migration in Europe; *Albert Kraller/Irene Stacher:* Austria – Migration and Asylum Patterns and Policies in the 19th and 20th Century; *Eduard Fuchs:* Hyperlinks

• Am Puls der Zeit mit ... •



Politik verstehen

Informationen, Unterrichts-
vorschläge und Kopier-
vorlagen zu Geschichte
und Politische Bildung
Thomas Hellmuth (Hg.)
11.,12. Schulstufe

Basisteil:
ISBN 3-7058-6268-5
Kopiervorlagen:
ISBN 3-7058-6268-5

„Politik verstehen“ unterstützt LehrerInnen
beim Unterrichten des neuen Faches
„Geschichte und Politische Bildung“.
Der Basisteil enthält kompakte
Informationen zu politischen Themen.
Die zahlreichen didaktischen Vorschläge
können mit Hilfe der Kopiervorlagen
sofort umgesetzt werden.

Nähere Informationen und Bestellmöglichkeit:

VERITAS-Verlag
Tel. 0043/(0)732/77 64 51/280
Fax: 0043/(0)732/77 64 51/239
E-Mail: veritas@veritas.at

VERITAS



WWW.SALINEN.COM

WIR SIND DAS SALZ.

- ◆ **Speisesalz:** Als unentbehrliches Gewürz und Nahrungsmittel.
- ◆ **Vihsalz, Bergkern, Salz- und Minerallecksteine, Dünger:** in der Landwirtschaft.
- ◆ **Auftausalz:** Für die Verkehrssicherheit.
- ◆ **Industrie und Gewerbe:** z.B. in der Chemie und bei der Glasherstellung. Für Textilien, Kunststoffe, Reinigungsmittel, etc.
- ◆ **Medizin, Pharmazie und Kosmetik:** z.B. chemisch reines Salz, destilliertes Wasser, Sole, etc.

